

Communicatio Socialis

ZEITSCHRIFT FÜR PUBLIZISTIK IN KIRCHE UND WELT

in Verbindung mit
Michael Schmolke (Salzburg), Karl R. Höller (Aachen)
und Kees Verhaak (Nimwegen)

herausgegeben von
FRANZ-JOSEF EILERS SVD (AACHEN)

15. Jahrgang 1982

Juli — September

Nr. 3

Der Bildschirm als Familienmitglied:

Über die Wechselwirkung von Fernsehen und familialer Kommunikation

von Rainald Merkert

1. Zur Genese der Fragestellung

Seit es Massenmedien gibt, schwankt die öffentliche Meinung in der Beurteilung ihrer Wirkungen zwischen Furcht und Hoffnung. Das begann mit der Entstehung des Preswesens, als einerseits heftige Vorwürfe erhoben und kulturkritisch motivierte Befürchtungen geäußert wurden, die in den Zeitungen eine Quelle der Sittenverderbnis sahen, andererseits aber auch bereits der Gedanke auftauchte, man könne mit ihrer Hilfe zur Bildung und Erziehung eines Massenpublikums beitragen. Es setzte sich fort, als der Film erfunden wurde; neben dem Kampf gegen den Schundfilm stand das Bemühen, den Film für die Volksbildung und speziell für die Jugenderziehung einzusetzen. Befürchtungen und Hoffnungen wurden intensiver, als mit dem Fernsehen ein audiovisuelles Medium zum Einzug in nahezu alle Familien ansetzte.

In der Gegenwart schließlich sind es die Neuen Medien, die die alte Diskussion noch einmal zuspitzen. Die einen geben sich optimistisch, sie versprechen sich von ihnen wirtschaftlichen, politischen, journalistischen Gewinn und nicht zuletzt neue Bildungsperspektiven; familienpädagogische Bedenken hingegen suchen sie zu zerstreuen bzw. setzen sie auf die Hilfestellung der Medienpädagogik. Die anderen fürchten schädliche Auswirkungen auf die zwischenmenschlichen Beziehungen und den Zusammenhalt der Familien; sie möchten vor Entscheidungen über die Etablierung der Neuen Medien einiges über deren gesellschaftliche Auswirkungen wissen; sie fürchten, der Mensch der Gegenwart sei ohnehin schon „maßlos informiert“, aufgrund einer Informationsüberflutung einerseits, seiner „informationellen Unzulänglichkeit“ andererseits¹. Nicht zuletzt von der bisherigen Fernsehforschung erhofft man sich Entscheidungshilfen.

Dr. Rainald Merkert ist Akademischer Oberrat am Erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Düsseldorf.

1.1 Der Ursprung der „Fernseherziehung“

Es ist jedoch aufschlußreich, zunächst die bisherige Entwicklung in der Einschätzung des Fernsehens, vor allem im Hinblick auf die Familie, knapp zu skizzieren.

In den 50er Jahren dominierten Aversionen und pädagogische Entrüstung. Das Fernsehen erschien geradezu als der geborene Feind der Familie, vor allem der Kinder. Die Rede von den Medien als den „geheimen Miterziehern“ kennzeichnet die damalige Irritation vor allem der Pädagogen angesichts des Neuen, das da in die Familie, aber auch die pädagogische Provinz einbrach. Man fürchtete nicht nur um die Autorität von Eltern und Erziehern; beheimatet in einem pädagogischen Denken, für das Kategorien wie Pädagogischer Bezug, Dialog, Begegnung fundamental waren, erschien den meisten der Einfluß des technischen Mediums Fernsehen bedrohlich, zumindest ganz und gar unpädagogisch. Kinder sollten so wenig wie möglich und am besten überhaupt nicht fernsehen, so wurde gefordert. „Die Gefährlichkeit des Mediums darf als erwiesen gelten“, schrieb Heribert Heinrich noch Mitte der 60er Jahre, und er schloß daran die Forderung, den Eltern „sollte unmißverständlich eingeschärft werden: 1. Kinder unter sieben Jahren sollen grundsätzlich nicht fernsehen, auch wenn die Sendeanstalten hin und wieder Programme für sie ausstrahlen. 2. Kinder von sieben bis zehn Jahren sollen höchstens ein- bis zweimal in der Woche eine Sendung sehen. Man achte jedoch darauf, daß die ausgewählten Programme nicht länger als 30 Minuten dauern“². Der Bildschirm erschien als Inbegriff der Reizüberflutung und deshalb als schädlich für die körperliche und geistige Entwicklung. Die primäre Aufgabe einer Fernseherziehung sah man folglich darin, vor „der Gefahr der Reizüberflutung durch das Fernsehen im Kindesalter“ zu bewahren³.

Auch die frühen Ansätze einer empirischen Fernsehforschung in der Bundesrepublik Deutschland sind vor diesem Hintergrund zu sehen, auch ihnen geht es in erster Linie um „Schutz des Kindes vor dem Fernsehen“⁴. Zunächst waren es vor allem Martin Keilhacker und seine Schüler, die auf pädagogisch-psychologische Fragen der Fernsehwirkung empirische Antworten zu finden suchten. Heute werden ihre Arbeiten eher der Vorgeschichte der Fernsehforschung zugerechnet, wenngleich zugestanden wird, daß ihnen „ein Stück Pioniercharakter“ nicht abzusprechen ist. Zum einen war ihr methodisches Rüstzeug unzureichend: „Die Aussagen über Ursache-Wirkungszusammenhänge können insgesamt wohl kaum als empirisch gesicherte Ergebnisse, sondern eher als vage — oft aus pädagogischer Sicht überformte — Vermutungen eingestuft werden“⁵. Zum anderen dehnten sie ihre filmpsychologischen Befunde und filmpädagogischen Konzepte, die sie nach dem Kriege erarbeitet hatten, einfach auf das Fernsehen aus. So aber wurden sie weder der Eigenart dieses Mediums, seiner publizistischen Rolle, seiner gesellschaftlichen Funktion und Verflechtung, seiner Bedeutung für die gesellschaftliche Orientierung des Heranwachsenden gerecht noch der spezifischen Situation des Zuschauers, dessen Fernsehnutzung eingebunden ist in den Familienalltag.

Die pädagogische Abneigung gegen das Fernsehen hatte mehrere fatale Konsequenzen. So trugen die Warnungen der Pädagogen dazu bei, daß jene Eltern, die von ihnen erreicht wurden, ein schlechtes Gewissen hatten, wenn ihre Kinder fernsahen; hingegen vermochten sie den Fernsehkonsum der Kinder nicht einzudämmen, er nahm trotz aller Warnungen kontinuierlich zu, die Zahl der fernsehenden Kinder wuchs ebenso wie die Anzahl der Stunden, die sie vor dem Bildschirm verbrachten. Und zugleich lieferten die Pädagogen ironischerweise den Sendeanstalten das Alibi dafür, daß diese ihren Ehrgeiz im Abendprogramm investierten, das Kinderprogramm hin-

gegen nicht ernstnahmen. Es war lange Zeit die in finanzieller und personeller Hinsicht am schwächsten ausgestattete Programmsparte. Sendungen für Kinder im Vorschulalter wurden überhaupt nicht angeboten; die Anstalten der ARD hatten erste Ansätze zu solchen Sendungen ab November 1958 eingestellt; sie wollten auf diese Weise ausdrücklich die Warnungen der Pädagogen wie auch die Forderungen der Jugendschutzorganisationen respektieren.

1.2 Vom kulturkritischen Pessimismus zum bildungspolitischen Optimismus

Ende der 60er Jahre änderte sich die Situation nahezu schlagartig. Ausgerechnet jener Programmbereich, der bis dahin als verbotenes Terrain gegolten hatte, die Sendungen für Kleinkinder, rückten fast über Nacht ins Zentrum des Interesses. Die amerikanische Vorschulserie „Sesame Street“ und ihre weltweite Beachtung trugen dazu bei. Vor allem jedoch war es der bildungspolitische Aufbruch jener Jahre, der den Einstellungswandel verursachte. Die psychologischen und pädagogischen Erkenntnisse über die Bedeutung der frühen Lebensjahre für die Entwicklung und Sozialisation des Menschen machten sich die Bildungspolitiker zu eigen, und sie erblickten im Fernsehen den idealen Helfer, die Lernfähigkeit der Kinder zu fördern, besonders der benachteiligten, weil in anregungsschwachen Familien heranwachsenden und auf andere Weise schwer erreichbaren Kinder. An die Stelle des kulturkritischen Pessimismus trat also bildungspolitischer Optimismus. Was einst Stein des Anstoßes war, insbesondere bei den „Gebildeten“, nämlich Massenmedium zu sein, wurde in den Augen der bildungspolitisch Engagierten nun zum Vorzug des Fernsehens. Die bildungspolitischen Hoffnungen jedoch waren nicht besser begründet als die kulturkritischen Befürchtungen, beide standen einer ernsthaften *pädagogischen* Auseinandersetzung eher im Wege.

Festzuhalten ist aber, daß von diesem Einstellungsumschwung wichtige Anstöße ausgingen. Das in ihm zum Ausdruck kommende öffentliche Interesse brachte eine allgemeine Aufwertung zuerst der Kleinkindprogramme, dann der Kinderprogramme überhaupt mit sich, außerhalb wie innerhalb der Sendeanstalten. Inzwischen sind die Sendungen für Kinder nicht mehr unterprivilegiert, und auch qualitativ stehen sie nicht mehr hinter dem allgemeinen Programm zurück, wenngleich immer noch für die jüngeren Kinder mehr geboten wird als für die älteren⁶.

Eine andere Konsequenz dieses Wandels besteht darin, daß die alte pädagogische Leitfrage „Wie können Kinder ohne Schaden fernsehen?“ durch die pädagogisch zutreffendere Frage „Wie können Kinder mit Gewinn fernsehen?“ ersetzt oder zumindest ergänzt wurde. Allerdings ist diese neue Perspektive gerade in der Familienbildung bisher kaum realisiert worden.

Und schließlich bekam die empirische Forschung neue Anregungen und Fragestellungen. Didaktisch aufbereitete Sendungen mit formulierten pädagogischen Zielsetzungen lassen sich in ihren Wirkungen ungleich präziser untersuchen als Effekte und Nebeneffekte eines allgemeinen Fernsehens. Vor allem aber trat jetzt — idealtypisch vereinfacht gesagt — neben die bisher dominierende psychologische Wirkungsforschung die soziologische bzw. sozialisationstheoretisch orientierte Forschung. Sie versteht Fernsehen als Sozialisationsfaktor und überwindet damit den alten Begriff des geheimen Miterziehers, der schon terminologisch eher ein Unbegriff ist, Ausdruck der Hilflosigkeit und ungeeignet für einen wissenschaftlichen Zugriff. Man versucht jetzt also, der gesellschaftlichen Funktion des Fernsehens und ihren verschiedenen Aspekten gerecht zu werden und damit jene Dimension einzuholen, die von der Keilhacker-Schule vernachlässigt worden war. Damit trug sie entscheidend zu einer Differenzierung des

Problembewußtseins bei; jetzt wurde deutlich, von welchem komplexen Bedingungs-
geflecht die Medienwirkungen abhängen.

1.3 Die gegenwärtige Situation

Heute scheint es, als würden die Hoffnungen wieder von den Befürchtungen verdrängt. Eine Reihe von Gründen hat diesen erneuten Wandel bewirkt. Einmal ist der bildungspolitische Optimismus weithin in Resignation umgeschlagen, auch gegenüber dem Fernsehen. Man weiß heute, daß seine Wirkungen gerade auf Kleinkinder abhängig sind von der familialen Umwelt, in der sie leben, daß man also gerade die Kinder kaum fördern kann, die man vor allem erreichen wollte. Darauf wird noch einzugehen sein.

Sodann hat sich gezeigt, daß trotz eines umfangreicher und attraktiver gewordenen Kinderprogramms die Kinder immer mehr auch zu Zuschauern des allgemeinen Programms werden. „Kinderfernsehen ist, wenn Kinder fernsehen“, so hat es Gert K. Müntefering einmal treffend formuliert. In der Tat ist dieses ein Kardinalproblem, daß in den Familien zu wenig selektiv gesehen wird, daß Kinder von der Werbung bis zum Spätkrimi konsumieren, was der Bildschirm bietet, daß die Welt der Massenmedien ein immer größerer Bestandteil der Welt der Kinder wird. Die auf diesen Tatbestand sich gründenden berechtigten Befürchtungen werden gegenwärtig noch durch die Ungewißheit der medienpolitischen Zukunft verstärkt.

Schließlich hat auch die empirische Forschung bisher nicht jene gesicherten Erkenntnisse gebracht, die viele sich von ihr erhofften. Tatsächlich hat es den Anschein, als diene der Fundus der empirisch ermittelten Ergebnisse wie auch das Arsenal der inzwischen entwickelten Argumente vorwiegend als Steinbruch, aus dem man das Material zur Untermauerung der eigenen Voreingenommenheit gewinnt. Zudem bekommt die skeptische These neuen Auftrieb, die Methoden der empirischen Forschung reichen nicht aus, das Gefüge von direkten und indirekten Einflüssen, von Wirkungen, Wechselwirkungen und Nebenwirkungen zu entflechten und deren verschiedenartige Bedingungen und Abhängigkeiten analytisch zu fassen; vor allem erreiche man überhaupt nicht jenen Bereich, in dem die entscheidenden, nämlich die langfristigen Wirkungen stattfinden.

Symptomatisch für die gegenwärtige Situation ist, daß auch bei uns wieder Bücher erschienen wie das Buch Marie Winns „Die Droge im Wohnzimmer“, auf dessen Umschlag bereits die Quintessenz der Autorin zu lesen ist, daß Fernsehen für die kindliche Psyche Gift sei und es deshalb nur ein Gegenmittel gibt: Abschalten! Ein Fernsehen mit Gewinn taucht hier nicht einmal mehr als Möglichkeit auf, weil nach Winns Meinung das gesamte „Kraftfeld von Einflüssen, welches angeblich imstande ist, seine Folgen zu mildern“, weil „Heim und Familienleben“ durch das Fernsehen entscheidend verändert, nämlich pädagogisch korrumpiert worden sind⁷.

Aufschlußreich ist Winns Grundthese „Es kommt nicht darauf an, *was* man sieht“. Das mag für die amerikanischen Fernsehverhältnisse zutreffen, dort mögen die Inhalte tatsächlich gleichgültig, weil vorwiegend belanglos und nichtssagend, wenn nicht schlimmer sein. So stellte die Medienforscherin Aimée Dorr Leifer schon 1975 „das Fehlen von ausgeprägten pro-sozialen Programmen im amerikanischen Fernsehen“ ausdrücklich fest, und sie erwähnte auch, es gäbe keinerlei Beweise dafür, daß die amerikanischen Eltern von der Möglichkeit Gebrauch machen, ihre Kinder zur kritischen Beurteilung von Programmen zu befähigen⁸. Die Frage ist aber, ob diese Urteile einfach auf unsere Fernseh- und Familienverhältnisse sich übertragen lassen.

Für die Inhalte unseres Kinderprogramms gelten sie sicher nicht, die Inhalte aber sind für ein Fernsehen mit Gewinn von entscheidender Bedeutung.

Trotzdem sind Winns Motive nicht einfach abzutun. Auch bei uns ist in den letzten Jahren wieder stärker ins Bewußtsein getreten, daß Technik, Wissenschaft und Kultur „Werk und Gefährdung des Menschen“ zugleich sind, wie Romano Guardini das vor einem Vierteljahrhundert formuliert hat⁹. Der Mensch hat sie geschaffen, um sich gegen die ihn bedrohende Natur zu sichern, aber nun erweisen sie sich zunehmend selber als Quelle neuer Unsicherheit und Bedrohung, in allen Lebensbereichen. Hat der Mensch nicht „etwas in Gang gebracht, über das er nicht mehr Herr ist? Eine Maschine gebaut, deren Sklave er wird, damit sie laufen könne?“ Wird er nicht immer mehr der Apparatur ausgeliefert, vom Apparat der modernen Bürokratie und Verwaltung bis hin zum Fernsehapparat? Solche Fragen haben in der Gegenwart neues Gewicht bekommen; sie sind nicht einfach gegen den Fortschritt gerichtet, doch soll dessen Maßstab der Mensch sein und nicht das Machbare. „Technische Neuerungen müssen doch menschlich verarbeitet werden; dafür braucht es aber Zeit.“ Die notwendige Zeit haben wir noch nicht gehabt, und die Zeit, die wir hatten, ist kaum genutzt worden.

2. *Die empirische Erforschung der Medienwirkungen*

2.1 Grundsätzliche Hinweise zur Problemlage

Die vorliegenden Forschungsergebnisse zusammenfassend zu referieren, ist eine schwer lösbare Aufgabe. Einerseits existiert inzwischen eine kaum noch überschaubare Fülle von Untersuchungen. Andererseits sind die vorliegenden Ergebnisse trotzdem spärlich, punktuell, heterogen. Alle einschlägigen Publikationen weisen darauf hin, daß die meisten Aussagen über Medienwirkungen noch vorläufigen, hypothetischen Charakter haben, daß es trotz der Forschungsfülle so gut wie keine gesicherten Erkenntnisse über allgemeine Zusammenhänge in der Empirie der Wirkungsprozesse gibt, im Gegenteil: „Methodologisch bildet ein Grundproblem dieses ganzen Forschungsbereichs, daß regelmäßig detailliertere Untersuchungsanlagen die Generalisierungen der vorangehenden Arbeiten dementieren“¹⁰. Ebendeshalb ist es ein nicht unproblematisches Unterfangen, vorliegende Einzelbefunde zu generalisieren bzw. zu Ergebnistrends zusammenzufassen.

In idealtypischer Vereinfachung läßt sich die Entwicklung der internationalen Medienforschung etwa so charakterisieren. Zuerst ging man mit einer gewissen Naivität von der Frage aus „Was machen die Medien mit dem Zuschauer bzw. Rezipienten?“, wie wirken sie auf ihn? Der Zuschauer wurde also als (überdies isoliertes) Objekt betrachtet, auf das die Medien einwirken; der Begriff der Wirkungsforschung entstammt diesem Ansatz. Als man das Ungenügen dieses Ansatzes erkannte, wurde die Fragestellung umgedreht: „Was macht der Zuschauer mit den Medien?“. Jetzt wurde also versucht, der Subjektivität des Zuschauers gerecht zu werden, sein Rezipieren wurde geradezu als „zweite Produktion“ gefaßt: im Prozeß des Wahrnehmens gibt er selbst dem Wahrgenommenen Sinn und Bedeutung, in Abhängigkeit freilich von der ersten Produktion, in Abhängigkeit aber auch von seinen schon vorhandenen Meinungen und Einstellungen.

Dann wurden weitere Abhängigkeiten dieses Prozesses berücksichtigt, vor allem die gesellschaftliche Einbettung sowohl der Medien und Programmproduzenten als auch der Rezipienten. Das komplexe Bedingungsgeflecht bzw. die Fülle der Variablen, von

denen Medienwirkungen abhängen, wurde immer deutlicher gesehen, monokausale Erklärungsversuche wurden aufgegeben. Eine Ursache kann viele Wirkungen und viele Ursachen können eine Wirkung haben. Ergebnisse, die für achtjährige Landkinder gewonnen wurden, gelten nicht ohne weiteres für zehnjährige Stadtkinder, und was für diese vor fünf Jahren zutraf, muß heute keineswegs mehr uneingeschränkt richtig sein. Jetzt wurde auch die für unser Thema wichtige Tatsache ernstgenommen, daß die Fernsehnutzung der Kinder im Rahmen der Familie stattfindet und folglich in Abhängigkeit von deren Sehgewohnheiten, aber auch eingebunden in deren Kommunikations- und Interaktionsstrukturen — die ihrerseits wiederum auf vielfältige und verschiedenartige Weise bedingt sind: sie sind abhängig von allgemeinen gesellschaftlichen, kulturellen, ökonomischen Gegebenheiten, von schichtspezifischen Faktoren, Nachbarschaftskontakten etc. bis hin zu individuellen und situativen Variablen; und schließlich sind sie auch abhängig vom Einfluß des Fernsehens bzw. der Medien überhaupt.

Die Einsicht in dieses komplexe Bedingungsgefüge hat neuerdings insbesondere jüngere Autoren zu grundsätzlicher Skepsis gegenüber der bisherigen Fernsehforschung veranlaßt. Sie fordern neue, adäquatere Forschungsansätze, neue Methoden und Perspektiven der Forschung, einen Wechsel der Paradigmen¹¹. Nun ist das Vorgeschlagene nicht immer neu, es gibt bereits eine stattliche Reihe von theoretischen Modellen¹², wenngleich alles dafür spricht, daß ein optimales noch nicht gefunden ist. Die Frage ist allerdings, ob es ein optimales Modell überhaupt gibt, ob sie nicht alle mehr oder weniger partikulär bleiben, solange jedenfalls wie man nur fachspezifisch zu Werke geht. Gegenwärtig scheint es mitunter, als ob man vor lauter Bäumen den Wald aus den Augen verloren habe, d. h. vor lauter psychologischen und soziologischen Einzelergebnissen deren anthropologischen Zusammenhang nicht mehr sieht. Insofern dürfte es an der Zeit sein, die Frage nach einer „Anthropologie des Fernsehzuschauers“ zu stellen, also nach einem umgreifenden anthropologischen Paradigma zu suchen, das als Fundament oder Rahmen für die empirisch-analytische Arbeit dienen kann und so zugleich deren Zusammenhang garantiert.

2.2 Aspekte der psychologisch orientierten Forschung

Als man zu Beginn der 60er Jahre von den bloßen Befürchtungen und Hoffnungen wegzukommen und die Diskussion auf eine empirisch gesicherte Basis zu stellen versuchte, zu diesem Zweck die Methoden und Ergebnisse der amerikanischen Forschung rezipierte, da standen zunächst psychologische Fragestellungen im Vordergrund. Charakteristisch für diese Periode ist etwa das 1963 erschienene Standardwerk von Gerhard Maletzke „Psychologie der Massenkommunikation“. Auf diese psychologisch orientierte Forschung soll hier jedoch nicht näher eingegangen werden. Eine knappe Zusammenfassung der bisher vorliegenden Untersuchungsergebnisse haben Hertha Sturm und Marianne Grewe-Partsch gerade vorgelegt¹³.

Sie unterscheiden zwischen den Wirkungen formaler und inhaltlicher Angebotsweisen. Erstere werden hervorgerufen durch die formalen Eigenheiten des Fernsehens; zu ihnen zählen sie Schnelligkeit der Angebote, Kurzfristigkeit bzw. häufiger Themenwechsel, Unvollständigkeit der Handlungsabläufe, Umsprünge von Wort und Bild bzw. häufiger Wechsel der Ebenen, auf denen der Zuschauer beansprucht wird. Da die formalen Angebotsweisen trotz wechselnder Inhalte gleichbleiben und sich ständig wiederholen, „dürften deren Wirkungen stark sein“. Die Formulierung verrät bereits, daß man über diese Wirkungen, die eindeutig zu den langfristigen zählen, kaum empi-

risch Gesichertes weiß. — Auf sie aber beziehen sich in erster Linie die gegenwärtigen Befürchtungen, die häufig die Form von Thesen annehmen, wie etwa: die unaufhörliche Reizüberflutung durch die Massenmedien führe bei der jungen Generation zu einem „geradezu biologischen Verfall der Lernbereitschaft“, zu einem „kontinuierlichen Sinken ihrer Aufnahmekraft, ihrer Fähigkeit zur Konzentration“¹⁴.

Die inhaltlichen Wirkungen werden unterschieden nach ihrer kognitiven, emotionalen, sozialen, pragmatischen (= Handlungs- und Einstellungs-) Dimension. Sie sind bisher am gründlichsten untersucht worden, ihre Darstellung nimmt folglich bei Sturm/Grewe-Partsch den breitesten Raum ein. Dabei werden auch drei Gruppen von Bedingungsfaktoren auf seiten der Rezipienten genannt, von denen diese Wirkungen abhängen: 1. Die persönliche Rezeptionsweise des Zuschauers, sein Alter, seine situative Verfassung, individuelle Eigenschaften wie Aufnahmekapazität und Intelligenz, soziale Bezüge, in denen er lebt. 2. Die Meinung, die der Zuschauer vom Kommunikator hat, von dessen Glaubwürdigkeit, Sachverstand, Zuverlässigkeit. 3. Die Einschätzung des Mediums; so genießt das Fernsehen bei Personen mit niedrigerem Bildungsstand größeres Vertrauen als die Druckmedien, bei Personen mit höherem Bildungsgrad erweckt Gedrucktes mehr Vertrauen. Aber auch auf seiten des Senders ist zu unterscheiden, etwa nach seiner kommerziellen, staatlichen, öffentlich-rechtlichen Struktur oder nach Sendetypen wie Information, Überredung, Unterhaltung, Lernprogramm usw. oder auch nach den verwendeten Gestaltungsmitteln.

Wir greifen nur jenen Aspekt heraus, der für unser Thema bedeutungsvoll ist. Schon die psychologische Forschung zeigt, daß die inhaltlichen Wirkungen in allen genannten Dimensionen von der Familiensituation abhängig sind, um so mehr, je jünger die Kinder sind. Die kognitiven Wirkungen werden, wie internationale Begleituntersuchungen zur Sesamstraße gezeigt haben, „offensichtlich in entscheidender Weise“ dadurch beeinflusst, „daß Mütter — oder auch andere Erwachsene — beim Anschauen der Serie anwesend waren oder zumindest zum Anschauen ermuntert hatten. In beiden Fällen war der Wissenszuwachs erheblich größer, als wenn Kinder die Sendung entweder allein oder ohne Ermunterung gesehen hatten“¹⁵. Der Grund dafür ist, daß Lernen stets auch mit emotionalen Bezügen zu tun hat; deshalb hat „eine emotional stabile Empfangssituation lernfördernde Wirkungen“; die Nähe eines Erwachsenen verleiht „seelische Stabilität“ und beeinflusst so auch die emotionalen Wirkungen des Mediums. Daß Wirkungen im Bereich des sozialen Verhaltens in besonderer Weise abhängig sind von der eigenen sozialen Erfahrung und damit von der familialen Umwelt, in der das Kind seine Erfahrungen macht, liegt auf der Hand. „Das Modell, an dem gelernt wird, muß der eigenen sozialen Umwelt vertraut sein, um auf die eigene Umwelt übertragen zu werden“¹⁶. Schließlich sind auch die Wirkungen im Einstellungs- und Haltungsbereich entscheidend abhängig von den in der Familie erlernten und praktizierten, und Verhaltensänderungen sind rückgebunden an die direkte, interpersonale Kommunikation, die für Kinder wiederum vorwiegend in der Familie stattfindet.

Wenigstens erwähnt werden soll, daß die empirischen Befunde und deren Interpretation ihrerseits wieder abhängen von den Fragestellungen und den zugrunde liegenden Theorien. So gehen manche Forscher von den sogenannten Konsistenztheorien aus¹⁷, die besagen, daß der Mensch nach Konsistenz und Stabilität des Weltbildes und des Verhaltens strebe, daß er „kognitive Dissonanzen“ zu vermeiden trachtet; daraus erkläre sich die Selektivität menschlicher Wahrnehmung wie auch unsere Neigung, dissonante Informationen abzuwehren, für falsch zu halten, sie umzudeuten oder so

zu minimalisieren, daß sie belanglos werden. Diese Theorien werden zwar der Tatsache gerecht, daß der Mensch auf die Verlässlichkeit des Erworbenen angewiesen ist, aber kaum der anderen Tatsache, daß es auch Verhaltensänderungen gibt, daß der Mensch im Unterschied zum Tier die erworbenen Orientierungs- und Verhaltensmuster auch in Frage stellen kann¹⁸.

2.3 Die soziologisch orientierte Forschung

Wie schon erwähnt, hat im letzten Jahrzehnt die soziologisch bzw. sozialisationstheoretisch orientierte Forschung zunehmend an Bedeutung gewonnen. Fernsehen wird nun als Sozialisationsfaktor verstanden. Man versuchte auf diese Weise, Anschluß zu finden an die auf breiter Front einsetzende Sozialisationsforschung und von ihr zu profitieren. Sie versprach einen tragfähigeren und wissenschaftlich angemesseneren Zugang zu der in Frage stehenden Problematik.

Zugleich aber läßt dieser neue Ansatz die alte Problematik immer differenzierter erscheinen. Sozialisation ist ein komplexer oder, wie manche formulieren, ein kumulativer Prozeß, die Massenmedien bilden darin nur einen Faktor, und unter den Massenmedien wiederum ist das Fernsehen nur ein Medium neben anderen, wenn auch das wichtigste. Es müßte also untersucht werden, welches Gewicht diesem Faktor Fernsehen tatsächlich zukommt. Dabei ergibt sich als Hauptschwierigkeit der Forschung, daß die Sozialisationsfaktoren interdependente Variable sind, d. h. daß sie in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Besondere Schwierigkeiten bereitet die Untersuchung der wichtigsten, nämlich der langfristigen Wirkungen. Man müßte dazu ja Kontrollgruppen bilden, die über längere Zeiträume nicht fernsehen. Das wäre in den 60er Jahren möglich gewesen, als größere Bevölkerungsgruppen noch kein Fernsehgerät besaßen, aber damals hat man diese Chance verpaßt. Und sollte es heute noch gelingen, solche Kontrollgruppen zu bilden, so sind diese doch nur dem direkten Einfluß des Fernsehens entzogen, es bleibt aber dessen indirekter Einfluß, etwa in Gestalt von Presseberichten oder Gesprächen über Fernsehen.

Neben den methodischen Problemen bestehen schwerwiegende theoretische Probleme. Die schnelle Übernahme des Sozialisationsbegriffs hat zunächst überdeckt, daß er keineswegs eindeutig ist. Nicht nur, daß unterschiedliche theoretische Ansätze dahinter stehen können, so der lerntheoretisch-behavioristische, der psychoanalytische, der rolentheoretische, der interaktionistische Ansatz; man kann den Sozialisationsprozeß überdies grundsätzlich anpassungsmechanistisch verstehen, kann aber auch der Kritik an diesem Ansatz folgen, „bei dem, zumindest implizit, angenommen zu werden scheint, daß das inaktive Individuum in ein fixiertes Muster von Werten und Normen hinein sozialisiert wird, das es übernimmt wie etwas ‚Aufgeklebtes‘“¹⁹. Diese Kritik geht von einem anderen Sozialisationsmodell aus, nämlich von der These, daß nicht nur in einer pädagogischen, sondern „auch oder gerade in einer soziologischen Sozialisationstheorie die Autonomie der Person ganz grundsätzlich und von vornherein als Gesichtspunkt mitaufzunehmen“²⁰ sei. Und der Pädagoge hat überdies zu berücksichtigen, wenn er sich an empirisch ermittelten Befunden orientiert, daß das Kriterium der statistischen Signifikanz nicht einfach dem der pädagogischen Relevanz gleichzusetzen ist.

Für die Sozialisation des Menschen ist die Familie von grundlegender Bedeutung, in ihr findet die zweite, die „sozio-kulturelle Geburt“ des Menschen statt, wie die Sozio-

logen sagen. Schon daraus folgt, daß auch die Wirkung des Sozialisationsfaktors Fernsehen nur in Zusammenhang mit den Sozialisationsprozessen in der Familie gesehen werden kann, und das keineswegs nur deshalb, weil die äußere Rezeptionssituation in der Regel eine familiäre ist, vielmehr auch deshalb, weil die inneren subjektiven Bedingungen oder Prädispositionen des Rezipienten, von denen die Fernsehwirkung abhängt, ebenfalls Produkt des familialen Sozialisationsprozesses sind. Insofern ist für die Erforschung des Sozialisationsfaktors Fernsehen und seiner Wirkung auf Kinder die Berücksichtigung der konkreten familialen Bezüge, der Kommunikations- und Interaktionsprozesse, in denen sie leben, von entscheidender Bedeutung.

Zugleich aber zeigt sich schon hier, daß auch dieser sozialisationstheoretische Ansatz nicht ausreicht, um das komplexe Interdependenzverhältnis angemessen zu fassen. Denn er beschränkt sich auf die Fragestellung, wie Nutzung und Wirkung des Fernsehens abhängen von den unterschiedlichen familialen Kommunikationsformen, wie diese Rezeption und Verarbeitung der Programme beeinflussen; er vernachlässigt hingegen die Frage, wie umgekehrt das Fernsehen auf die Familie wirkt, auf deren Kommunikationsstrukturen und „Gesamtklima“. Eben diese Wechselwirkung aber macht das Problem aus, Art und Umfang der Fernsehnutzung wie konkrete Familiengestalt sind jeweils Ursache und Wirkung zugleich. Von den einen wird behauptet, das Fernsehen habe eine destruktive Wirkung auf die Familie, während andere die Meinung vertreten, von ihm gehe ein stabilisierender Einfluß aus. Wenn man die Tatsache der Wechselwirkung ernstnimmt, kann in der Tat beides der Fall sein.

2.3.1 Bekräftigende Wirkungen des Fernsehens

Im folgenden soll versucht werden, die anstehende Problematik und den gegenwärtigen Forschungsstand darzustellen. Wir gehen aus von der Tatsache, die für den sozialisationstheoretischen Ansatz grundlegend ist und in deren Einschätzung Soziologen, Psychologen und Pädagogen übereinstimmen, daß nämlich die Wirkung des Fernsehens auf Kinder abhängt von den familialen Gegebenheiten, in denen sie aufwachsen. Diese Abhängigkeit ist um so größer, je jünger die Kinder sind, sie gilt also insbesondere für die Prozesse der Primärsozialisation. Sie wird schwächer mit zunehmendem Alter des Kindes und der schrittweisen Ablösung des Kindes von den Eltern. Der Erfahrungshorizont und Aktionsradius des zehnjährigen Schulkindes etwa geht bereits beträchtlich über die Familie hinaus, die Möglichkeit der individuellen Verarbeitung von Fernseheindrücken ist größer geworden, auch kann es seine Fernseherlebnisse mit Gleichaltrigen besprechen bzw. sich in jugendlichen peer-groups mit anderen über das Fernsehen auseinandersetzen, aber auch über die häuslichen Fernsehgewohnheiten.

Vorschulkinder dagegen leben in einer relativ geschlossenen Welt, ihre Erfahrungen, Wertungen und Handlungsspielräume sind weitgehend auf den häuslich-familiären Bereich beschränkt. Der neugeborene Mensch kommt ja als ein ganz und gar hilfloses Wesen zur Welt, er muß seine gesamten künftigen Verhaltensweisen im Umgang mit Menschen und Dingen erst eigentätig aufbauen. Voraussetzung dafür ist die Zuwendung der Mutter bzw. einer „Dauerpflegeperson“. Aus tiefenpsychologischer Sicht erscheint sie als Quelle lebenswichtiger affektiver Zufuhr, aus lerntheoretischer Sicht als Quelle sensorischer Reize, aus sozialisationstheoretischer Sicht als Repräsentant gesellschaftlicher Werte, Normen und Regelmäßigkeiten, aus kommunikationstheoretischer Sicht stellt sie den ersten Kommunikationspartner dar. Zunächst dominiert in dieser Partnerschaft logischerweise die nonverbale Kommunikation, bei der der Beziehungsaspekt überwiegt. Die früheste Sozialisation spielt „sich weitgehend in Vorgän-

gen ab, die als nonverbale Kommunikation gefaßt werden können“. Sie „ist nicht nur Vorläufer der eigentlichen Erziehung und Bildung, sondern grundlegend für beide und ein als sinnvoll erfahrenes menschliches Dasein überhaupt“²¹. Schon jetzt erfährt das Kind vor allem rationalen Begreifen, daß es als Partner angenommen ist. Diese Annahme oder Zuwendung „bewirkt die Bekräftigung des Kindes als das, was es ist. Erst da es auf diese Weise lernt, sich selber anzunehmen, kann es etwas aus sich machen. Fehlte diese Erfahrung, müßte vor allem Handeln immer die Angst stehen, sich selber aufs Spiel zu setzen“²².

Zwar ist auch in der nonverbalen Kommunikation der Inhaltsaspekt schon vorhanden, er gewinnt aber an Bedeutung, wenn sie zunehmend mit verbaler Kommunikation überlagert wird. Dieser Prozeß bedeutet zugleich eine enorme Ausweitung der Kommunikationsmöglichkeiten, die freilich zur Voraussetzung hat, daß das Kind die Inhalte, über die die kommunikative Beziehung aktualisiert wird, entweder schon „begriffen“ hat oder aber im Kommunikationsprozeß selbst begreift. Das wiederum ist nur möglich, wenn die neuen Inhalte an schon erworbene anknüpfen bzw. mit ihnen verknüpft werden können. Beides gilt erst recht, wenn in einem weiteren Schritt die personale zur medialen Kommunikation wird, sollen die vom Bildschirm vermittelten Inhalte nicht „leer“ bleiben. Wenn aber jede Kommunikation immer einen Inhalts- und Beziehungsaspekt hat, so gilt das selbstverständlich auch für die „Gespräche über Fernsehen“.

Zu berücksichtigen ist freilich auch, daß Kommunikation nicht nur von der Zuwendung, sondern, da der Heranwachsende zur individuellen Selbstbestimmung gelangen soll, auch von der Distanz lebt. Die Identitätsansprüche des Kindes müssen ebenfalls zu ihrem Recht kommen. Die Gefahr, daß dies nicht geschieht, besteht besonders in der modernen Kleinfamilie, in der Kommunikation leicht auf das „Sympathiesystem“ reduziert wird, weil das „Sachsystem“ der gemeinsam zu bewältigenden Aufgaben immer mehr an Bedeutung verloren hat²³. Es kommt also nicht nur auf die Quantität der Kommunikation an, sondern auch und vor allem auf die Qualität, d. h. zum einen muß auch die Inhaltlichkeit, in der sich ja das Sachsystem ausdrückt, zu ihrem Recht kommen, zum anderen neben der Zuwendung die Distanz.

Eingebunden also in die Eltern-Kind-Beziehung, in das kommunikative Miteinanderhandeln erwirbt das Kind schrittweise seine grundlegenden Verhaltensweisen. Neidhardt weist auf eine weitere Voraussetzung hin, die dafür notwendig ist: Es kann nur dann verlässliche Verhaltensstrukturen aufbauen und so Verhaltenssicherheit gewinnen, wenn seine familiäre Umwelt konsistent und stabil ist, in sich widerspruchsfrei, wenn es sich also auf deren Kommunikations- und Interaktionsmuster verlassen kann. (Bock besteht auf der Unterscheidung von Kommunikation und Interaktion und wehrt sich gegen deren Gleichsetzung²⁴; doch so einleuchtend ihre Unterscheidung ist, so schwer dürfte es sein, beide Prozesse im konkreten Familienalltag auseinanderzuhalten.) „Wenn heute belohnt wird, was gestern bestraft wurde, dann entsteht Verhaltensunsicherheit. Die Welt erscheint chaotisch, unstrukturierbar, eben deshalb auch unlernbar; Apathie folgt daraus“²⁵.

Die erworbenen Kommunikations- und Verhaltensmuster bestimmen nun weitgehend den Umgang mit Menschen und Dingen wie auch die Rezeptionsgewohnheiten des Fernsehens. Was das Kind am Bildschirm lernt, ist also abhängig von seinem „Sozialisationschicksal“. Hier liegt auch die Grenze der sogenannten innovativen Programme, d. h. solcher Sendungen, die das Kind zur Erprobung neuer Verhaltensweisen anregen wollen. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. In der ersten Staffel der deutschsprachigen

Fassung der Sesamstraße wurde gezeigt, wie zwei Freunde zu spät nach Hause kommen. Vor der Haustür wird der eine bereits von seinem Vater erwartet; nach kurzer ritualisierter Strafpredigt bekommt er eine Ohrfeige und geht weinend ins Haus. Der andere bleibt gelassen und redet den Vater seines Freundes an: „Bei uns wird zuerst gemeinsam geredet und nicht geschlagen.“ Er wendet sich ab und läßt den verdutzt dreinschauenden Vater zurück. Die Wirkung dieser Szene: Die meisten der zuschauenden Kinder, eben jene, die in einer ähnlichen Situation eine ähnliche väterliche Reaktion zu erwarten hätten, identifizierten sich mit dem bestraften Kind und erklärten: „Richtig, der hätte nicht zu spät kommen sollen.“ Es trat also jenes Phänomen ein, von dem die Konsistenztheorien ausgehen.

2.3.2 Verändernde Wirkungen des Fernsehens

Aber diese Theorien werden nur einem Teil der Medienwirkungen gerecht, denn Fernsehsendungen haben ja nicht nur eine bestätigende Wirkung, am Bildschirm wird auch Neues gelernt. Solche Lernfortschritte oder Verhaltensänderungen sind jedoch ebenfalls nicht losgelöst von den familialen Kommunikations- und Interaktionsformen, vom familienpädagogischen Gesamtklima. Ob und wie Medienaussagen verarbeitet oder nicht verarbeitet werden, ob sie den Orientierungs- und Handlungsraum des Kindes erweitern oder nicht, das hängt von den Voraussetzungen ab, die es in den Rezeptionsprozeß einbringt und die weitgehend das Ergebnis bisheriger Kommunikation sind, es hängt von der direkten Hilfestellung der Eltern ab und schließlich zumindest indirekt von der Qualität der jeweiligen Familienkommunikation, nicht zuletzt von deren Beziehungsebene. Hier ist noch einmal auf die Untersuchungen zur Sesamstraße hinzuweisen, die gezeigt haben, daß schon die bloße Anwesenheit der Mutter selbst die kognitiven Fernsehwirkungen positiv beeinflusst.

Heckhausen weist in einer Darstellung der Motivgenese auf eine Untersuchung Trudewinds hin, der die Aufforderungsgehalte der nichtschulischen Sachumwelt zu erfassen versuchte, unter anderem auch die des Fernsehens. Dabei fand er, daß für die Entwicklung der Motivstärke 6 bis 9 Stunden Fernsehen pro Woche günstiger zu sein scheinen als 0 bis 5 oder 10 bis 15 Stunden. Heckhausen leitet daraus nun nicht etwa ab, daß 6 bis 9 Stunden Fernsehen pro Woche ein optimales Quantum darstellen, er versteht den Faktor Fernsehen überhaupt weniger als Ursache, auch nicht als eine Ursache neben vielen anderen, er interpretiert ihn vielmehr als Indikator für die Eltern-Kind-Beziehung. „In beiden Extremen scheint zum Ausdruck zu kommen, daß die Eltern das Kind entweder zu stark kontrollieren oder sich ganz selbst überlassen, während das Mittelmaß eher eine Erziehung erkennen läßt, die den Wünschen des Kindes innerhalb gesetzter Grenzen Raum gibt“²⁶. Ebendeshalb dürfte dieses Mittelmaß auch am ehesten ein Fernsehen mit Gewinn ermöglichen.

Man könnte leicht weitere ähnliche Hinweise bringen. So geht der sogenannte Nutzen- und Belohnungsansatz in der Soziologie der Massenkommunikation geradezu von der These aus, daß die Nutzung und Wirkung der Massenmedien weitgehend von den Bedürfnissen des Rezipienten abhängt, die ihrerseits aus den sozialen Umständen und psychischen Dispositionen erwachsen. Habe das Fernsehen eine eskapistische Funktion, so liege der Grund im Zuschauer selbst, und das heißt für das Kind vor allem in seiner familialen Situation; stelle das Fernsehen des Kindes dagegen „eine Art von ‚Realitäts-Orientierung‘ der Erwachsenenwelt“ dar, so sei auch dies eine Funktion seiner in der Familie aufgebauten Bedürfnisse²⁷.

Quantität und Qualität der Fernsehnutzung hängen also offensichtlich von den kommunikativen Bezügen in der Familie ab, wenngleich nicht ausschließlich von ihnen.

Beschäftigen sich die Eltern wenig mit ihren Kindern, so wird man in der Regel viel Zeit vor dem Bildschirm verbringen. Damit aber hat man zugleich ein Alibi für sein Verhalten gegenüber den Kindern, obwohl das den meisten gar nicht bewußt sein dürfte. Der gesteigerten Quantität der Fernsehnutzung entspricht eine geringere Qualität. Weil man viel fernsieht und ohnehin wenig miteinander redet, wird auch über die gesehenen Sendungen nicht gesprochen.

Nun geben zwar nach Auskunft einer Infratest-Untersuchung von 1973 63% der Eltern an, sie sprächen oft mit dem Kind über Dinge, die es im Fernsehen gesehen hat, aber dieser Aussage wird man mit Vorsicht begegnen müssen. Denn „häufig läuft der Fernsehapparat weiter, oder die anwesenden Erwachsenen sind, vor allem in der Vorabendzeit, durch vielfältige Tätigkeiten in Anspruch genommen; in der Hauptabendzeit sind sie selbst vielfach am laufenden Programm stark interessiert. Für ein längeres ‚Darüberreden‘ ist deshalb wenig Raum. Ob das später nachgeholt wird, scheint aber wenig wahrscheinlich“²⁸.

Und selbst wenn „darüber geredet“ wird, kommt es doch wiederum darauf an, wer redet und wie geredet wird: Ob ein Vater, der keinen Widerspruch duldet, deklariert, daß diese Sendung gut oder schlecht, richtig oder falsch war, daß eine bestimmte Aussage so und nicht anders zu verstehen sei; ob über das Fernsehen gesprochen wird, wie man über das Wetter redet, weil einem nämlich anderes nicht einfällt; oder ob die Eltern ernsthaft auf Fragen des Kindes eingehen und sich um ein für das Kind hilfreiches Gespräch bemühen.

Und wenn die Eltern ihrerseits Fragen stellen, ist ebenfalls die Art des Fragens entscheidend. Fragen können „beiläufig, gleichgültig, aber auch ermunternd, eindringlich oder gar zudringlich sein“²⁹. Fragen können pädagogisch sein, indem sie zum Denken anleiten, wie das klassische Beispiel des Sokrates zeigt, sie können motivieren, bestärken, Sicherheit und Selbstvertrauen vermitteln; sie können andererseits auch unpädagogisch sein und das Gegenteil des Genannten bewirken. Das Fragen kann zum bloßen Abfragen geraten oder sogar zum Verhör. Kurzum: es kommt nicht nur darauf an, daß gesprochen und gefragt wird, sondern wie beides geschieht. Das aber hängt ab von der Kommunikationsqualität der Familie bzw. in ihm kommt die Qualität ihrer Beziehungsdimension zum Ausdruck.

Man hat inzwischen versucht, diesen Zusammenhang zwischen Fernsehnutzung und familialen Kommunikations- oder Gruppenstrukturen zu typologisieren. So hat ein Forschungsteam an der Universität von Wisconsin unterschieden zwischen den Laissez-faire-Familien, den behütenden (protective) Familien, den pluralistischen und den übereinstimmenden (consensual) Familien³⁰. In den erstgenannten ist nur eine geringe Kommunikation zwischen Eltern und Kind vorhanden, die Kinder scheinen in relativ höherem Maß vom nichtfamilialen Lernfeld, z. B. von Gleichaltrigen, beeinflusst zu werden. Die Jugendlichen aus solchen Familien — die Fernsehnutzung der 12 bis 18jährigen wurde untersucht — zeigen relativ wenig Interesse für das Fernsehen, für Unterhaltung ebenso wie für aktuelle und politische Fragen. Die elterliche Laissez-faire-Haltung führte also offensichtlich nicht zu einem „natürlichen“ Interesse am Fernsehen.

In behütenden Familien stehen Gehorsam und soziale Harmonie an erster Stelle, die Erörterung von Problemen und Aufgaben ist weniger wichtig. Die Jugendlichen aus solchen Familien verbringen deutlich mehr Zeit vor dem Fernsehgerät als jede andere Gruppe. Besonders eifrig sehen sie Unterhaltungssendungen, einschließlich violenter Programme und der typischen amerikanischen Zeichentrickfilme, weniger jedoch

aktuelle Sendungen. Ihr besonders hoher Fernsehkonsum wird interpretiert als Flucht vor den Belastungen, die sich aus der starken Betonung der Eltern-Kind-Beziehung ergeben. Allerdings sehen auch die Eltern in diesen Familien sehr viel mehr fern, als Eltern dies im Durchschnitt tun.

Das pluralistische Kommunikationsmuster ist das Gegenteil des behütenden. In pluralistischen Familien werden offene Kommunikation und Gedankenaustausch gefördert, ohne daß sozialer Druck auf die Kinder damit verbunden ist. Die Jugendlichen aus diesen Familien widmen dem Fernsehen im allgemeinen sehr viel weniger Zeit als der Durchschnitt, ihr Interesse für Nachrichten und aktuelle Sendungen ist jedoch um einiges höher. Ihr Nachrichtenkonsum wäre vermutlich noch höher, so mutmaßen die Autoren, „wenn sie nicht auch sonst vielen Beschäftigungen nachgingen“.

Übereinstimmende Familien schließlich sind, wie die Bezeichnung sagt, unter allen Umständen um die Herstellung von Übereinstimmung besorgt. Die Kinder werden angehalten, sich für Probleme und theoretische Fragen zu interessieren, „ohne jedoch die Machthierarchie und die innere Harmonie der Familie zu stören“. Die daraus resultierende Kollision kann entweder dazu führen, daß das Kind sich aus der Eltern-Kind-Interaktion zurückzieht, oder daß es die Ansichten der Eltern oberflächlich übernimmt. Jugendliche aus solchen Familien tendieren zu einem durchschnittlichen Konsum von Unterhaltungsprogrammen; ihre Nutzung der aktuellen Berichterstattung liegt etwas über dem Durchschnitt, ihre tatsächlichen politischen Kenntnisse jedoch liegen deutlich darunter, ihr Informationszuwachs entspricht also nicht dem Zeitaufwand.

Nun weisen dieser und andere ähnliche Typologisierungsversuche, die zugleich Differenzierungsversuche sind, zwar in eine interessante und Erfolg versprechende Richtung, aber sie bleiben noch recht vordergründig und auch grobschlächtig, der Aspektfülle des Zusammenlebens von Eltern und Kindern werden sie nicht gerecht. Klaus A. Schneewind hat deshalb versucht, die wichtigsten Aspekte des Elternverhaltens zusammenzustellen, die für eine Überprüfung des Einflusses familialer Interaktionsstile auf Quantität und Qualität der kindlichen Fernsehnutzung von Bedeutung sind³¹. Er unterscheidet folgende sechs Kategorien: Erziehungspraktiken, Erziehungseinstellungen, Erziehungsziele, implizite Erziehungstheorien, Familienklima, sozioökologische Daten. Diesen zunächst nur formalen Kategorien entspricht nun aber ein weites Spektrum inhaltlicher Konkretisierungen. Schneewind erwähnt eigene Untersuchungen, in denen er allein im Bereich der Erziehungseinstellungen und Erziehungsziele der Eltern jeweils „wenigstens zehn unterschiedliche Inhaltsdimensionen“ ermittelt habe. Damit wird aber sogleich ein Grundproblem dieses Verfahrens deutlich: einerseits sind die bisher vorgenommenen Typologisierungen zu einfach, um der Familienrealität gerecht werden zu können; andererseits führt die notwendige Differenzierung dazu, daß mit ihrem Fortschreiten die Zahl theoretisch möglicher Typenkonfigurationen nach den Gesetzen der geometrischen Reihe rasant zunimmt und folglich die so entstehende Typologie immer weniger praktikabel wird.

2.3.3 Wirkungen auf die Familie als Gruppe

Auch Schneewinds Fragestellung richtet sich auf die „Familienstile als Bedingungen kindlicher Medienerfahrung“, nicht hingegen umgekehrt auf die Wirkungen der Medienerfahrung auf die Familienstile bzw. auf die Wechselwirkung zwischen beiden. Wir erwähnten schon, daß dies eine Folge des sozialisationstheoretischen Ansatzes ist. Nun ist aber die Wirkung oder zumindest Rückwirkung (je nachdem was man als

primäre Ursache betrachtet) von Quantität und Qualität des Fernsehkonsums auf die Kommunikationsweisen der Familie nicht weniger wichtig. Je mehr Zeit vor dem Bildschirm verbracht wird, desto weniger Möglichkeiten bleiben für das Gespräch, für gemeinsame Spiele und Unternehmungen und die gemeinsame Bewältigung der Aufgaben, die sich im Alltag der Familie stellen; es ist zumindest eine für die Kommunikation „tote Zeit“, wenn nicht sogar von destruktiver Wirkung auf sie. Doch darüber hat man bisher so gut wie kein empirisch gesichertes Wissen.

Trotzdem hat Hella Kellner unlängst den interessanten Versuch unternommen, über bisherige Typologisierungen hinauszugehen und den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Fernsehkonsum und familialen Kommunikationsstrukturen zu differenzieren. Sie unterscheidet zu diesem Zweck fünf „Familiennutzungsmuster“, von denen die beiden ersten sich bei Selektivsehern, die übrigen bei Intensivsehern finden. Wir geben sie hier wieder³².

1. Die Fernsehnutzung ist quantitativ eingeschränkt. Deutlich abgegrenzt ist das Fernsehen der Kinder von dem der Eltern, zu dem die Kinder keinen Zugang haben. Je intensiver die Eltern am Kinderfernsehen als Teil des Familienlebens teilnehmen, um so intensiver ist der Familienzusammenhang. Das Nutzungsmuster dieser Gruppe macht deutlich, daß das Fernsehen zur Konturierung bestimmter Rollenkonzepte, hier vornehmlich des Generations-Rollenkonzepts, beiträgt bzw. gezielt eingesetzt werden kann.

2. In Familien dieses Typs mit geringer Fernsehnutzung wird das Programm als Spiegelung ihres Selbstverständnisses bzw. zur Weiterentwicklung dieses Selbstverständnisses genutzt. Voraussetzung ist eine quantitativ erheblich eingeschränkte, selektive Fernsehnutzung. Diese beeinträchtigt die Kommunikationsstruktur der Familie kaum.

3. In Familien dieses Typs können die Inhalte des Fernsehprogramms zum Ersatz für fehlende Inhalte innerfamiliärer Beziehungen werden. Die wichtigste Gemeinsamkeit dieser Familien ist, daß sie schweigend fernsehen; Basis sind die mehr oder weniger übereinstimmenden Programminteressen. Das gemeinsame Fernsehen genügt dem Bedürfnis nach familiärer Gemeinsamkeit, verhindert aber gleichzeitig einen direkten kommunikativen Kontakt der Familienmitglieder.

4. Das gemeinsame Fernsehen neutralisiert die ansonsten eher spannungsreiche Familiensituation; Voraussetzung dafür ist nur, daß die Familienmitglieder eine relative Vereinheitlichung ihrer Programminteressen erbringen. Der Konsens bezieht sich dabei nicht direkt auf die interpersonalen Beziehungen in der Familie, sondern findet seinen Niederschlag vorwiegend in Form von „Fernsehgesprächen“.

5. In Familien dieses Typs schließlich wird Fernsehen zum Attribut einer einzigen Person, in der Regel des Vaters. Er okkupiert Fernsehen als seine Beschäftigung und verschafft sich damit einen Status, der sich eindeutig destruktiv auf das Familienleben auswirkt, soweit dies auch durch Interessen der Kinder geprägt ist. Der Mutter fällt dann die in der Regel unlösbare Aufgabe zu, zwischen den beiden konkurrierenden Ansprüchen „Vaterfernsehen“ und „Familienleben“ zu vermitteln.

So einleuchtend dieser Versuch sein mag, er stellt doch kaum mehr als einen ersten Ansatz dar. Zum einen müßte er gründlich empirisch abgesichert werden, zum anderen müßten weitere Aspekte berücksichtigt werden. So müßte zum Beispiel unbedingt gefragt werden, wie die verschiedenen Programmformen und Programminhalte auf die Familie zurückwirken, speziell die Darstellung der Familie auf dem Bildschirm. Denn das Fernsehen beeinflußt ja nicht nur den Tagesablauf und das Miteinanderum-

gehen, es liefert auch Gesprächsthemen und — beabsichtigt oder unbeabsichtigt — familiäre Leitbilder. Wenn Mollenhauer die familiäre Kommunikation definiert als „Zusammenhang von Austauschprozessen zwischen Personen, als einen gleichsam nicht abreißenden Strom von Informationen und Verständigungen, der sich aus Absichten und Zwängen, Reden und Gegenreden, Anweisungen, Empfehlungen, Fragen und Antworten, aber ebenso auch aus nicht-sprachlichen Gesten und Handlungen zusammensetzt“³³, dann ist zu berücksichtigen, daß solche Prozesse auf dem Bildschirm ständig auch dargestellt werden — und zwar quer durch alle Programmsparten und keineswegs nur in jenen Sendungen, in denen die Familie das eigentliche Thema ist. So ergab eine in Amerika durchgeführte Untersuchung, daß dort in 76% der Abendsendungen „Heim und Familie“ auftauchen und zu 17% Hauptthema sind, daß sie im Kindertagesprogramm zu 37% vertreten sind und zu 5% im Mittelpunkt stehen, daß sie insbesondere in den frühen Abendstunden vorherrschen: dann haben 82% der Sendungen „familiäre Themen zum Inhalt, und die Familie steht in 32% dieser Sendungen im Mittelpunkt“³⁴. Wie sie dargestellt wird, ist mit Sicherheit nicht bedeutungslos.

Diese Tatsache hat offenbar Bronfenbrenner im Auge, wenn er schreibt: „Gegenwärtig ist das Bild der Familie, wie es auf dem Fernsehschirm auftaucht, entweder ein Ammenmärchen oder eine Farce, in der Vater und Mutter in hochgradig stereotypen Rollen abgebildet werden. Kaum jemals wird ein Eindruck gegeben von der Herausforderung, der Komplexität und den Befriedigungen, die es bedeutet, Vater und Mutter zu sein; das gilt ganz besonders für die Vaterrolle. Programme, die sich auf diese Themen konzentrieren und sich an Kinder und Eltern wenden, würden dazu beitragen, daß Vater und Mutter zu sein in den Augen von Kindern, Eltern und der Gesellschaft als ganzer zu einer anziehenderen und höher geachteten Sache würde“³⁵.

Nun ist dieses Urteil auf das nordamerikanische Fernsehen gemünzt, doch gibt es genug Kritiker, die so oder ähnlich auch über das deutsche Fernsehprogramm urteilen. Ein empirischer Medienforscher freilich kann sich mit solchen Pauschalurteilen nicht zufriedengeben, er müßte erst untersuchen, ob sie tatsächlich zutreffen. Als Instrument bietet sich die Inhaltsanalyse an. Sie stößt jedoch schnell an ihre Grenzen, denn mit ihrer Hilfe kann man wohl einzelne Sendungen analysieren, aber nicht das Gesamtprogramm. Ein Mittelweg könnte sein, zwischen den Programmsparten zu unterscheiden und die in ihnen dominierenden Familiendarstellungen zu identifizieren. Dabei dürfte sich ergeben, daß diese Darstellungen von Sparte zu Sparte (vielleicht zusätzlich von Sender zu Sender) durchaus differieren, daß das Bild der Familie jeweils ein anderes ist im Werbefernsehen, in den sogenannten Familienserien, in Dokumentationen und kritischen Berichten, in Krimis, in Sendungen zur Elternbildung, vermutlich aber auch im Kinderprogramm und im Erwachsenenprogramm. Sodann wäre zu untersuchen, wie viele und welche Familien welche Programmsparte mit Vorrang, selten, gar nicht sehen.

Eine solche Analyse der Programmwirklichkeit dürfte, grob skizziert, etwa zu folgenden Ergebnissen führen³⁶. In den sogenannten kritischen Sendungen, in Dokumentationen, Features, Diskussionen, Magazinbeiträgen erscheint die Familie als höchst problematische Institution, als Emanzipationsbarriere für Kinder wie Eltern, insbesondere Mütter. Hier werden die in verschiedener Hinsicht „familiengeschädigten“ Kinder vorgezeigt, die überforderten oder unfähigen Eltern, die frustrierten Jugendlichen. Das kritische Engagement besteht also vorwiegend darin, die defizitären Strukturen der Familie in unserer Gesellschaft aufzuzeigen, ihre teils grundsätzlichen, teils

schichtenspezifisch oder sonstwie bedingten Mängel. Es verzichtet hingegen in der Regel darauf, die spezifischen Emanzipations- und Humanisierungschancen der Familie, die es ja auch gibt, herauszuarbeiten und auf diese Weise an deren Realisierung mitzuwirken.

Innerhalb des Gesamtprogramms gibt es allerdings einen anderen Sektor, in dem ein Engagement für die Familie durchaus vorhanden ist. Die sogenannten Elternbildungssendungen sind hier vor allem zu nennen. Zwar gilt ihr Interesse vorwiegend der Familie als Erziehungsinstanz und insofern ist ihr Engagement nur ein partielles; aber zumindest indirekt, indem sie die pädagogische Kompetenz der Eltern zu stärken versuchen und folglich deren Bedeutung voraussetzen, erfährt auch die Familie Beistand und Aufwertung. Man sieht ihre spezifischen Aufgaben und Chancen und will sie im Erziehungsraum realisieren helfen. Vor allem auf das ZDF ist hier hinzuweisen, während die einschlägigen Sendungen der ARD in der Regel in den Dritten Programmen angeboten werden, also von vornherein als Minderheitenprogramm verstanden werden.

Schließlich sind jene Programme zu berücksichtigen, in denen die Familie als „ein Ammenmärchen oder eine Farce“ erscheint, in denen abgelebte Harmonieklischees bewahrt werden. Das gilt besonders für die Welt der Werbespots, in der alles glänzt, in der die Harmonie allenfalls durch Scheinprobleme getrübt wird, in der Glück und Eintracht sich mit dem Kauf der angepriesenen Produkte und Dienstleistungen von selbst einstellen. Es gilt aber auch für manche Serien, vor allem die Familienserien, wenngleich diese in den letzten Jahren merklich zurückgegangen sind. Wenn man diese Art der Familiendarstellung mit jener der kritischen Programme in Beziehung setzt, dann erscheint sie geradezu als Zynismus.

Fazit dieser groben Skizze, pointiert formuliert: Wenn die Diskussion familialer Fragen besonders leicht und häufig durch Vorurteile verstellt wird, dann scheinen diese Vorurteile im Fernsehangebot gewissermaßen auf die verschiedenen Programmbereiche verteilt zu sein. Eine Ausnahme scheinen die Fernsehspiele zu bilden. Hier scheint der Bogen der Themen so weit gespannt, daß alle in Frage kommenden Aspekte von Familie in etwa umgriffen werden. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, daß die Parzellierung des Gesamtprogramms eine Entsprechung in der Fernsehspielgattung findet. Das Volksstück entspricht ziemlich genau der Familienserie und es erfreut sich auch der gleichen Zuschauergunst; das Problemstück ist in der Regel durch gesellschaftskritisches Engagement gekennzeichnet; schließlich gibt es auch das pädagogische Lehrstück, das allerdings relativ selten im Programm erscheint. Kurzum: Wer sich mit der Analyse der Familiendarstellung im Fernsehen befaßt, darf sich nicht auf eine Programmform beschränken, etwa die Familienserie, wie es in der Vergangenheit häufig geschehen ist³⁷.

Man kann das Thema der Familiendarstellung im Fernsehen aber noch weiterführen und etwa darauf hinweisen, daß sie wiederum nicht unabhängig ist von der gesellschaftlichen Einschätzung der Familie. In dieser Einschätzung nun erscheint die Familie häufig geradezu als „Buhmann der Nation“. Wenn die Kinder in der Schule nicht mitkommen oder schon bei der Einschulung anderen gegenüber im Rückstand sind, so ist die Familie schuld daran; gibt es Drogenprobleme oder steigt die Kinder- und Jugendkriminalität, liegt das am Versagen der Familie. Zwar sind solche Thesen nicht einfach aus der Luft gegriffen, aber wenn umgekehrt jemand ein gutes Abitur macht, so ist das ein Verdienst der Schule; wird einer ein großer Sportler, so wird sein Verein oder sein Trainer gelobt; legt jemand eine gute Gesellenprüfung ab, so liegt das am

guten Lehrbetrieb. Es scheint also der Trend zu bestehen, der Familie vorwiegend die negativen Zeiterscheinungen zuzuschreiben. Wenn das aber so ist, dann braucht es nicht zu verwundern, wenn auf dem Bildschirm ein ähnliches Bild von der Familie gezeichnet wird — das dann freilich wiederum die öffentliche Meinung stabilisiert.

3. Pädagogische Perspektiven

Im Einleitungskapitel wurde schon darauf hingewiesen, daß die Mehrzahl der Pädagogen dazu neigt, das Fernsehen der Kinder vorwiegend negativ zu sehen. Zwar haben sie mancherlei gute Gründe dafür vorzubringen, dennoch ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß sie das Fernsehen vorschnell zum allgemeinen Sündenbock machen.

Kindergärtnerinnen etwa wissen zu berichten, daß am Montagmorgen mit den Kindern kaum etwas anzufangen sei; sie toben, poltern, schreien, imitieren Schießereien und reagieren so die Fernseheindrücke des Wochenendes ab. Für sie ist das Beweis dafür, daß die Kinder zu viel ferngesehen haben, wenn nicht gar dafür, daß vom Fernsehen nichts Gutes kommt. Doch so einleuchtend solche Argumentation auf den ersten Blick sein mag, man wird trotzdem fragen müssen, ob sie nicht zu einfach ist. Könnte das Verhalten der Kinder nicht auch Folge der Wochenendsituation in den Familien sein, Folge von langen Autofahrten, von Besuchen bei Verwandten oder Bekannten, bei denen die Kinder „brav“ zu sein haben, von langweiligen Stadtbummeln im Sonntagsstaat, vom Streit der Eltern? Schließlich gibt es ja auch wochenendgeschädigte Erwachsene³⁸.

3.1 Die zentralen pädagogischen Einwände

Andere Argumente setzen zentraler an; sie sind zwar selten neu, werden gegenwärtig aber wieder häufiger vertreten, gewinnen wohl auch an Gewicht. Beides nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, daß der Fernsehkonsum der Kinder beständig zunimmt. Nach den Messungen von Teleskopie steigt deren Sehbeteiligung gegen 17.00 Uhr rasch an, erreicht ihren Höhepunkt an Werktagen zwischen 18.00 und 19.00 Uhr mit einem Wert von 31% für die Kinder unter acht Jahren und von 34% für die Kinder über acht Jahren; sie sinkt dann bei den kleineren Kindern wieder kontinuierlich ab. Aber anders als noch zu Beginn dieses Jahrzehnts hat sich heute für die Kinder über acht Jahren zwischen 19.30 und 21.00 Uhr ein neuer Nutzungsschwerpunkt mit ca. 30% gebildet. Kinder über acht Jahren „scheinen demnach das Hauptabendprogramm des Fernsehens mit ebensolcher Selbstverständlichkeit hinzunehmen, wie es die erwachsenen Zuschauer schon seit vielen Jahren tun. Anders als früher sind heute selbst kleinere Kinder — wenn auch in geringer Zahl — immer auch nach 21.00 Uhr vor dem Bildschirm anzutreffen“. Diese Tendenz zur Verlagerung der Fernsehnutzung verstärkt sich an den Samstagen; dann verfolgen bis zu 52% aller Schulkinder regelmäßig die Hauptabendprogramme zwischen 20.15 und 22.00 Uhr, und selbst 7 bis 19% der Kleinkinder schauen zu. Nicht so deutlich ist diese Tendenz an den Sonntagen; hier hat sich die Sehzeit der Kinder über den gesamten Nachmittag ausgedehnt, die abendlichen Nutzungskurven entsprechen denen der Werktage³⁹.

Man kann die pädagogischen Argumente gegen das Fernsehen zunächst im Hinblick auf seine formalen und inhaltlichen Wirkungen unterscheiden. So antwortet Andreas Flitner auf die Frage nach den Ursachen für das Scheitern der Bildungsreform unter anderem, man habe auf naive Weise vorausgesetzt, Bildung und Schulbesuch seien das dringendste Bedürfnis aller Kinder und ihrer Eltern, und habe nicht beachtet, daß die

Kinder „im Spannungsfeld sehr massiver, gar nicht auf Bildungsgänge gerichteter Einflüsse und Attraktionen stehen, die die Verlockungen der Bildungsangebote weit übertreffen. Diese Welt mit ihrem schreienden Aufruf zum Konsum, mit ihrer ständigen Bedürfnisweckung, mit ihrer Moral sofortiger Wunscherfüllung, mit dem Informationsstil und der ständigen Erzeugung kurzfristiger Spannungen, wie sie die Massenmedien betreiben, legt den Kindern ganz andere Dinge nahe, als die Schule zu bieten hat — andere als die ernste, erkenntnisorientierte, auch Anstrengungen durchhaltende Beschäftigung mit Mathematik, Sprachen oder Naturwissenschaften“⁴⁰. Flitner hat also vor allem die formalen Wirkungen im Auge, und Winn formuliert sogar ausdrücklich: „Es kommt nicht darauf an, *was* man sieht“⁴¹.

Auf die Problematik der Fernsehinhalte haben Feldmann und Maletzke schon zu Beginn der 60er Jahre hingewiesen, daß nämlich „die Kinder von heute durch die Massenkommunikation in einem früher unbekannten Ausmaß mit der Denkwelt, den Konflikten und Schwierigkeiten der Erwachsenen konfrontiert werden“⁴². Dieses Argument läßt sich noch verschärfen mit dem Hinweis auf die Praxis des Fernsehens, vorwiegend Kritikwürdiges und Defizitäres darzustellen, den uninteressanten normalen Alltag dagegen auszusparen. Die Frage ist, welches Bild von der Welt und vom Leben auf diese Weise den Heranwachsenden vermittelt wird. Kaum ein Tag vergeht, an dem sie nicht auf dem Bildschirm, aber auch in Radio und Presse, von Mord und Totschlag, Feuerüberfall und Waffengewalt, Krieg und Unterdrückung, von Brutalität und Frivolität, von Unrecht und Opportunismus, Machtkampf und Erfolgsvergötzung sehen, hören, lesen. Was bedeutet diese tägliche Konfrontation für die Heranwachsenden und ihr Weltbild? Anders gefragt: Wie können sie aus der endlosen Flut von sich widersprechenden Informationen, Meinungen und Beeinflussungen ein konsistentes, annähernd wirklichkeitsgerechtes Bild der Welt gewinnen? Spricht nicht manches dafür, daß angesichts dessen, was in den Medien täglich geboten wird, der für den jungen Menschen lebensnotwendige Idealismus mit einer gewissen Zwangsläufigkeit in Rebellion oder Resignation umschlagen muß, in Eskapismus und Verweigerung oder frühzeitige illusionslose Anpassung? Die Jugend braucht Perspektiven, aber findet sie die im Fernsehprogramm? Könnte es nicht sein, daß die Informationsflut des Fernsehens auch mit ein Grund ist für selbst schon bei Kindern auftretende Streßphänomene, weil es mehr Informationen, Probleme, Denkanstöße bietet, als der Zuschauer verarbeiten kann, intellektuell und emotionell?

Aber auch die alten Argumente, wie sie Günther Anders schon vor einem Vierteljahrhundert vorgetragen hat, werden wieder verstärkt vorgebracht. Etwa die Thesen, das Fernsehen entwerfe das eigene Leben, indem es zu einem Leben aus zweiter Hand verführe; es trage zur Verarmung bei, weil immer mehr Eigenerfahrung durch Fremderfahrung, immer mehr Primärerfahrung durch Sekundärerfahrung ersetzt werde; es sei das perfekte Instrument der Außenlenkung. Auf dem Bildschirm werde die Welt zum Phantom, schrieb Anders, „alles Wirkliche wird phantomhaft, alles Fiktive wirklich“, und so entstehe eine neue Wirklichkeit, angesiedelt zwischen Realität und Fiktion⁴³. Ähnlich argumentierte Paul Heimann, der sich aber gleichwohl als Anwalt des Fernsehens verstand: „Die primären Lebenserfahrungen verschmelzen unmerklich mit den sekundären Bilderfahrungen zu einer Bewußtseinseinheit, die man mit einiger Berechtigung gut als das Weltbild des modernen Menschen wird ansprechen können und in dem die primären und sekundären Wahrnehmungsquellen kaum noch zu unterscheiden sind“⁴⁴. Und in ähnliche Richtung zielt, was Hartmut von Hentig vor einigen Jahren schrieb: „Kindheit heute ist Fernsehkindheit: Die Welt erscheint verkleinert, zerstückelt, an- und abstellbar, in absurder Mischung, ohne Zusammenhang

in sich und erst recht mit ihr. Dabei ist sie aufregend, extrem, glanzvoll und elend, übertrifft in allem meine kleine erlebbare Umwelt und macht sie unbedeutend“⁴⁵.

Schließlich ist noch jenes Argument zu nennen, das besonders von den „Gebildeten“ gern ins Feld geführt wird. Sie halten die Bilderflut für verderblich, weil sie der Sprache und dem Denken Abbruch tue und die Phantasie verkümmern lasse. Der Mensch denke nicht mehr, er schaue nur noch; er falle aus der gedanklichen Aktivität in Rezeptivität und Passivität; unter dem Ansturm der Bilder degeneriere Sprache und Denken zur leeren Bildsüchtigkeit, so etwa hat Karl Pawek diese Kritik, die aber nicht die seine ist, zusammengefaßt⁴⁶. Er sieht sie begründet in der abendländischen Tradition, die sich dem Allgemeinen, dem Begriff und dem Denken verpflichtet weiß, der hingegen das einzelne und Konkrete zweitrangig, die sinnliche Wahrnehmung nur ein defizienter Modus des Erkennens, die „Sinnlichkeit“ gar verdächtig ist. Dieser Hinweis macht zugleich verständlich, weshalb die Kritik besonders dem Fernsehen gilt, aber kaum einmal dem Radio: als akustisches Medium, so wird argumentiert⁴⁷, ist es der selbständigen geistigen Tätigkeit ungleich förderlicher als das Fernsehen, das die Umsetzung der Wahrnehmung in die geistige Anschauung dadurch behindere, daß es ein Bild sogleich mitliefere, dadurch der Phantasie enge Grenzen ziehe und den Raum für die geistige Eigentätigkeit einschränke.

3.2 Ansätze zur Differenzierung

Alle diese Argumente lassen sich nicht einfach pauschal zurückweisen, denn sie sind keineswegs aus der Luft gegriffen, sie müssen aber mit Sicherheit differenziert werden. Die zwei wichtigsten Aspekte für eine Auseinandersetzung mit ihnen sollen im folgenden skizziert werden, und zwar so, daß jeweils die pädagogische Aufgabe deutlich wird, die das Fernsehen stellt, die es notgedrungen der Familie stellt, da Fernsehen ja vorwiegend in der Familie stattfindet. Dabei ist diese Aufgabe aber weniger als Belastung denn als Chance zu sehen: So wie R. J. Havighurst die individuelle Entwicklung primär als eine Bewältigung von Lebensaufgaben versteht⁴⁸, so ist auch die Familienentwicklung abhängig von der Bewältigung der ihr gestellten Aufgaben.

1. Wenn Sozialisation oder Erziehung stattfindet weniger durch intentionales Handeln der Eltern als vielmehr vor allem durch Teilhabe an der Praxis des familialen Lebens, durch Miteinanderhandeln bei der Bewältigung der täglichen Notwendigkeiten des Lebensunterhalts, dann war die Alltagswelt des Kindes vor hundert Jahren noch voller Aufgaben und Anregungen, jedenfalls für die zwei Drittel der Bevölkerung, die auf dem Lande lebten. Die Berufswelt war dem Kind unmittelbar sinnlich erfahrbar und praktisch begreifbar, und Platz zum Spielen war überall. Die moderne städtische Etagenwohnung dagegen bietet nur noch kümmerlich wenige Möglichkeiten zur Lern- und Lebenserfahrung. Der Funktionsverlust der Familie hat dazu geführt, daß immer weniger Aufgaben gemeinsam zu bewältigen sind, der Vater wird nicht mehr als arbeitender Ernährer erfahren, selbst Spielplätze müssen „absurderweise“ erst künstlich geschaffen werden. „Der Weg zum Kindergarten und zur Schule erfordert vor allem die Beachtung der Verkehrszeichen — das Kind wird, wenn es brav ist, zu einem signalgesteuerten Wesen. Da bleiben menschliche Verhaltensweisen, Reaktionen, Worte, die zentralen Erfahrungsbereiche des Kindes, auch später des Jugendlichen, auf der Strecke“⁴⁹.

Kindheit heute, schreibt v. Hentig, ist „eine Stadtkindheit, eine Kauf- und Verbrauchkindheit, eine Spielplatzkindheit, eine Verkehrsteilnehmerkindheit. Ihr fehlen elementare Erfahrungen: ein offenes Feuer machen, ein Loch in die Erde graben, auf

einem Ast schaukeln, Wasser stauen, ein großes Tier beobachten, hüten, beherrschen ... Das Entstehen und Vergehen der Natur, die Gewinnung und Verarbeitung von Material zu brauchbaren, notwendigen Dingen, ein großer, dauerhafter, bedeutender Streit, der nicht bloß persönlicher Zank ist, der Ernstfall, der nicht fiction oder Katastrophe ist, werden dem Kind — wie den meisten Erwachsenen — vorenthalten .. Das Kind kann sich Bewährung und Risiko nur einbilden oder erlitten“⁵⁰.

Diese Verarmung der kindlichen Erfahrungswelt hat zunächst mit dem Fernseher nichts zu tun, sie ist Folge der technisch-industriellen Entwicklung. Deshalb führt es nicht weiter, das Fernsehen zum allgemeinen Sündenbock zu machen, es steht vielmehr im Zusammenhang unserer modernen Welt und in diesem Zusammenhang muß man es sehen. Als Teil dieser durch die industrielle Revolution geprägten Welt hat es Anteil auch an deren spezifischen Gefahren und Chancen. Darüber hinaus allerdings repräsentiert es diese Welt und ihre Problematik gewissermaßen in konzentrierter Form, und es treibt selber, vielleicht stärker als andere technische Erfindungen, diesen Veränderungsprozeß voran. Eine schwedische Medienforscherin hat das in die vorsichtige Form einer Frage gekleidet: „Trägt das Fernsehen, indem es die Erwartungen der Kinder auf einen aktiveren, städtischen und moderneren Lebensstil intensiviert, zur Beschleunigung der Entwicklung, zu immer höheren Erwartungen bei und damit zu ständiger Unzufriedenheit?“⁵¹ Man muß also den Gesamtzusammenhang sehen, in dem das Fernsehen steht; als technische Erfindung kommt ihm die gleiche Ambivalenz zu wie aller Technik, und als publizistisches Medium können seine Inhalte schwerlich besser sein als die Gesellschaft, der es zugehört.

Vor den Gefahren soll man gewiß nicht die Augen verschließen, vor allem aber sollten die Chancen gesehen und genutzt werden. Und hier nun stößt man auf die wichtige Tatsache, daß das Fernsehen unter dem Aspekt von Erziehung und Sozialisation auch ausgesprochen positive Seiten hat, mehr jedenfalls als viele andere Errungenschaften unserer technisch-industriellen Zivilisation. Seine pädagogisch wichtigste Qualität besteht darin, daß es den immer eingeschränkter gewordenen Lern- und Anregungsraum des Kindes wieder erweitern helfen kann, indem es ihm auf dem Bildschirm Neues anschaulich darbietet. Diese Möglichkeit aber stellt sich nicht von selber ein, wie im vorigen Kapitel dargelegt, sie hängt ab von den kommunikativen Gegebenheiten der Familie.

Sie hängt keineswegs nur von der Mutter ab. Nach Meinung von Soziologen ist das Kind, das in einer komplexen Gesellschaft wie der unseren aufwächst, auf Reduktion dieser Komplexität angewiesen, damit jenes Maß an Umweltkonsistenz gewährleistet wird, dessen es bedarf. Die Familie leistet in der Regel diese Reduktion. Doch was ihren Vorzug in der frühkindlichen Sozialisationsphase bis etwa zum vierten Lebensjahr ausmacht, kann zur Schwäche in späteren Sozialisationsabschnitten werden. Sie bietet dann zu wenig Anregungen, „ist nicht komplex genug, um den wachsenden Differenzierungsbedürfnissen des Kindes elastisch folgen bzw. vorangehen zu können“. Neidhardt meint, diese Anregungsschwäche „könnte man vor allem der mangelnden Sozialisationsleistung des Vaters zuschreiben. Im Rahmen innerfamiliärer Arbeitsteilung ist er der „instrumentale Führer“ im Aufgabenbereich der Familie. Insofern wäre es im Sozialisationsprozeß vor allem seine Aufgabe, die Familie gegenüber der Komplexität der Umwelt offenzuhalten und deren Lern- und Leistungsanforderungen in die Familie zu vermitteln“⁵². Unter den Gegebenheiten unserer Welt und Gesellschaft bietet das Fernsehen den Vätern, die in ihrer Mehrzahl heute mehr Freizeit haben als je zuvor, eine fast ideale Chance, dieser Aufgabe gerecht zu wer-

den. Voraussetzung freilich ist, daß die Väter sie erkennen bzw. darauf aufmerksam gemacht werden.

2. Dem steht allerdings der Einwand entgegen, was das Fernsehen biete, sei immer nur eine zweite, eine vermittelte Welt, sei immer nur Sekundärerfahrung, grundlegend für die Weltorientierung des Kindes aber sei die eigentätige praktische Umgangserfahrung. Der Einwand, der sicher richtig ist, führt zum zweiten Aspekt einer notwendigen Auseinandersetzung. Wenn Erziehung und Bildung mit dem Verhältnis des Menschen zur Welt zu tun haben, dann ist zu fragen, was es für die Heranwachsenden bedeutet, daß die Wirklichkeit ihnen in zunehmendem Maße nicht mehr direkt und unmittelbar, sondern indirekt und mittelbar begegnet, eben durch Fernsehen vermittelt wird. Dabei ist weniger das Argument der „zweiten Welt“ wichtig, denn es gilt auch für die Druckmedien; wichtiger ist, daß die zweite Welt des Fernsehens eine primär optische ist. Was bedeutet diese Veränderung der Welterfahrung?

Für alle Weltorientierung des Menschen bildet sein Tast-Bewegungs-System die Grundlage, er muß die Dinge im buchstäblichen Sinn des Wortes begreifen, um sie zu begreifen. Das gilt sogar noch für den Erwachsenen, auch er greift nach allem Neuen und Fremden. Diese fundierende Funktion des Tast-Bewegungs-Systems kommt auch darin zum Ausdruck, daß wir selbst die Tätigkeiten des Denkens mit Verben bezeichnen, die diesem System entnommen sind: einen Gedanken begreifen, erfassen, festhalten, zerlegen. Die Philosophie weiß um diesen Zusammenhang von Hand und Verstand des Menschen spätestens seit Aristoteles, und in unserem Jahrhundert hat ihn Arnold Gehlen anschaulich und überzeugend herausgearbeitet; er betont: unsere Wahrnehmungswelt, der scheinbar „unmittelbare“ Bestand der gegebenen Welt ist in Wahrheit „hochgradig durch unsere Eigentätigkeit vermittelt und geradezu ein Resultat“⁵³. Die Umgangs- und Erlebnisqualitäten, die wir den Dingen ansehen, müssen zuvor im Umgang erfahren und erlebt worden sein, ehe wir sie auch „sehen“ und verstehen können⁵⁴. Georg Kerschensteiner hat diesen Tatbestand auf die häufig zitierte Formel gebracht: „Dem Begreifen mit dem Verstand geht das Begreifen mit der Hand voraus.“

Auf den ersten Blick scheint es, als breche damit unsere These von der potentiellen pädagogischen Qualität des Fernsehens in sich zusammen, zumal ja nicht nur das Begreifen der gegenständlichen Welt, sondern auch alles soziale Lernen auf der direkten Umgangserfahrung beruht. Aber das ist keineswegs der Fall. Denn zum einen fällt der unmittelbare Umgang mit Dingen und Menschen, fällt die primäre Wirklichkeitserfahrung im Heranwachsen der Kinder heute ja nicht einfach aus, das wäre auch überhaupt nicht möglich; zum anderen entspricht ihrer Schrumpfung eine beträchtliche Ausweitung der Sekundärerfahrung. Der Bildschirm zeigt vieles von dem, was man früher nur vom Hörensagen oder gar nicht kannte, er erschließt neue Bereiche der Anschauung. Diese ist zwar nur eine durch ein technisches Medium vermittelte, sie ist aber immer noch unmittelbarer als das bloße Hörensagen. Als eine nur vermittelte ist sie qualitativ sicher ärmer, zugleich aber ist sie quantitativ ungleich reicher. Das eine ist der Preis für das andere.

Die pädagogische Aufgabe der Familie besteht nun darin, ein Auseinanderfallen beider Erfahrungsarten zu verhindern. Das Ferngesehene muß dem Kind nahegebracht werden, d. h. es muß mit seiner Primärerfahrung in Beziehung gesetzt werden, zum einen, indem an schon vorhandene Erfahrungen angeknüpft wird, zum anderen, indem diese erweitert oder neue Erfahrungen initiiert werden. Auch die zweite Welt des Fernsehens muß vom Kind erworben werden, und auch dabei ist es auf die Hilfe der

Eltern angewiesen, ebenso wie beim Erwerb der Welt der Dinge, der mitmenschlichen Welt, der Welt der Gedanken und Begriffe.

Fallen Primär- und Sekundärerfahrung auseinander, dann freilich bleiben die Bilder „leer“. Aber daraus folgt nicht, daß Bilder von vornherein weniger wert sein müssen als Worte, daß ihre weltauerschließende Kraft geringer ist als die der Sprache. Auch Worte können leer sein, in dem Maße nämlich, in dem ihnen die Erfahrungs- und Erlebnisbasis fehlt. Hans Bühler etwa, der das Sprechen von sechs- bis achtjährigen Schülern untersucht hat, fand, daß die größere sprachliche Versiertheit von Mittelschichtkindern nicht identisch sein muß mit größerem Sprachinhalt, daß im Gegenteil das Sprechen etwa von Landkindern „einen größeren Informationsgehalt“ hat als die Rede von Stadtkindern, daß deren Reden also zwar „schöner“, zugleich aber „leerer“ ist, weil sie in einer Welt leben, die erfahrungsärmer ist⁵⁵.

Insofern ist es wenig sinnvoll, Sprache und Bilder gegeneinander auszuspielen. Auch ein Blick in die pädagogische Tradition sollte davor warnen. Pestalozzis Denken zum Beispiel kreist unter anderem um die Frage, wie man das bloße „Maulbrauchen“, das leere humanistische Wortwissen durch das Prinzip der Anschauung überwinden könne. Und Comenius hat darauf eine Antwort zu geben versucht, indem er den *orbis sensualium pictus* schuf, also eine abgebildete Welt. Damit ist freilich nicht die Bilderflut des Fernsehens gerechtfertigt, aber auch die Sprache kann ja zu Geschwätz und Gerede, zur Wortflut entarten. Der Umgang mit beiden muß gelernt werden.

3.3 Barrieren und Chancen

Was das Lernen des Fernsehens betrifft, eines Fernsehens mit Gewinn, so liegt eine erste Barriere darin, daß die Mehrzahl der Eltern nicht bereit ist, sich ausgerechnet das liebste Freizeitvergnügen der Familie zur pädagogischen Aufgabe machen zu lassen. Sie nehmen das Fernsehen ihrer Kinder gerade als pädagogische *Entlastung*, wollen aber nicht wahrhaben, daß es auch eine pädagogische *Belastung*, eine pädagogische Aufgabe ist. Sie lassen die Kinder fernsehen, damit sie selbst ihre Ruhe haben, sie *fragen also, was sie selbst davon haben, wieviel Zeit und Muße sie gewinnen, fragen aber kaum, was die Kinder davon haben*. Genau das meint übrigens Winns Formel von der „Droge im Wohnzimmer“. Sie hat das nahezu klassisch formuliert: „In Wahrheit sind es nämlich die Eltern, für die das Fernsehen zu einer unwiderstehlichen Droge geworden ist, nicht auf Grund ihrer eigenen Beschäftigung damit — obwohl auch dies häufig zutrifft —, sondern indirekt, durch ihre Kinder, die merkwürdig still vor dem Gerät auf dem Boden liegen. Es fällt in der Tat schwer, sich eine heimtückischere Droge vorzustellen als die, welche man anderen verabreichen muß, damit man bei sich selbst eine Wirkung verspürt“⁵⁶.

Wenn diese Barriere ausgeräumt ist, erscheint sogleich eine zweite. Eltern bekommen von Pädagogen den Standardratschlag, um ein Fernsehen mit Gewinn zu ermöglichen, sollten sie mit dem Kind über das Gesehene sprechen, vor allem seine Fragen beantworten. Dieser Rat ist sicher richtig, nur läßt er sich leider häufig nicht praktizieren; denn die Kinder haben keine Fragen und sie lassen sich auch nicht durch elterliche Fragen zu einem Gespräch animieren. Das kann vor allem zwei Gründe haben. Einmal kann der Grund darin liegen, daß das Kind mit dem Gesehenen nichts anzufangen weiß, weil es mit seiner Erfahrungs- und seiner — darauf basierenden — Phantasiewelt nicht in Beziehung steht. Das ist um so häufiger der Fall, je geringer die vorhandenen Erfahrungen sind, es dürfte also besonders in einer anregungsschwachen Umwelt vorkommen. Andererseits ist es pädagogisch hochbedeutsam, daß das Kind

zwar unmittelbar nach einer Sendung keine Fragen stellt, wohl aber Tage oder gar Wochen später, dann nämlich, wenn das damals Gesehene mit aktuellen Erfahrungen und Geschehnissen in Zusammenhang gebracht werden kann. Es ist also offenbar so, daß das Kind, das seine Erfahrungswelt erst aufbauen muß und dabei ständig auch seine eigenen Theorien bildet, dies durchaus unter Einbeziehung des Fernsehens tut.

Zum anderen kann der Grund in den Kommunikationsstrukturen der Familie liegen, vor allem in deren Beziehungsdimension. Das Kind stellt deshalb keine Fragen, weil es gewohnt ist, daß es keine Antworten bekommt, daß es mit seinen Ängsten allein fertig werden muß, weil die Eltern sich doch nur offen oder insgeheim lustig darüber machen, daß ernsthafte Gespräche nicht stattfinden. Insofern hat der Pädagogenratschlag, so wichtig er ist, trotzdem etwas Frustrierendes: Eltern, die sich wenig mit ihren Kindern befassen und nun nach einer Sendung ein Gespräch versuchen, sind enttäuscht, weil er für ihre Familie nicht praktikabel scheint. Ihre pädagogische Intention scheitert an den kommunikativen Gegebenheiten. Sind diese dagegen von höherer Qualität, so ist solcher Rat überflüssig; in solchen Familien reden Eltern ohnehin über alles mit ihren Kindern, also auch über das Fernsehen.

Das Gesagte gilt auch für die familialen Interaktionsstrukturen, auch sie sind in der Regel stärker als ihnen nicht konforme punktuelle pädagogische Intentionen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Kinder im Sommer beträchtlich weniger fernsehen als im Winter. Der Grund liegt auf der Hand, im Sommer sind die Möglichkeiten und Anreize zum Spielen größer als im Winter. Für die meisten Kinder rangiert also das Spielen vor dem Fernsehen. Folglich käme es für die Eltern darauf an, ihnen, wenn sie zu viel fernsehen, Spielanregungen zu geben oder auch selbst mitzuspielen. In der Regel ist die Attraktivität des gemeinsamen Spiels, gemeinsamer Untersuchungen überhaupt, wenn auch die Kinderwünsche dabei berücksichtigt werden, größer als die des Fernsehens. Doch ist die Realisierbarkeit solcher Vorschläge wiederum durch die konkreten Strukturen der Familie gewissermaßen vorentschieden.

Damit stellt sich das pädagogische Problem in seiner ganzen Schärfe. Um ein Fernsehen mit Gewinn zu ermöglichen, müßten die familialen Kommunikations- und Interaktionsstrukturen verbessert werden; letztere auch deshalb, um den Bereich der Primärerfahrung, auf der alles basiert, nicht weiter schrumpfen zu lassen. Solche Verbesserung ist zwar nicht nur Sache der Betroffenen, denn die Familie lebt nicht in gesellschaftlicher Isolierung, sondern ist eingebettet in ein vielfältiges Netzwerk von sozio-ökonomischen Gegebenheiten, sie ist aber auch Sache der Betroffenen selbst. Wenn man ausgeht von der Wechselwirkung zwischen Fernsehen und familialen Kommunikationsstrukturen, dann könnte die Fernsehnutzung auch ein Ansatz sein zu deren Verbesserung. Jedenfalls ist der Mensch dem Fernsehen nicht ähnlich bedingungslos ausgeliefert wie vielen anderen Erscheinungen des modernen Lebens, überdies bietet es eine Reihe von Möglichkeiten der Bereicherung. Diese Möglichkeiten aber müssen realisiert werden, nicht dem Fernsehen zuliebe, sondern der Familie und damit dem Menschen zuliebe. Wenn der Bildschirm heute ein Familienmitglied ist, dann kommt es darauf an, wie er in die familiäre Kommunikation einbezogen wird, ob zu deren Schaden oder Nutzen. Angesichts der Bedeutung, die das Fernsehen heute in den meisten Familien hat, ist es eine zentrale Aufgabe der Familienbildung, ihnen zu einem Fernsehen mit Gewinn behilflich zu sein.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. zum einen etwa die 10 Thesen, die Christian Schwarz-Schilling am 11. März 1982 der Presse vorgestellt hat; zum anderen verschiedene Verlautbarungen der Bundesregierung oder auch Karl Steinbuch: Maßlos informiert — Die Enteignung unseres Denkens. München 1978.
- ² Heribert Heinrichs: Roboter vor der Schultür? Bochum o. J., S. 21 f.
- ³ Martin Keilhacker: Pädagogische Probleme bei Film und Fernsehen in ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden. In: „Jugend, Film, Fernsehen“ 9: 1965, S. 7.
- ⁴ So lautet eine Kapitelüberschrift bei Fritz Stückrath/Georg Schottmayer: Fernsehen und Großstadjugend. Braunschweig 1967, S. 318.
- ⁵ Peter Meyer: Medienpädagogik. Meisenheim 1978, S. 163.
- ⁶ Vgl. Rainald Merkert, Robert Karge: Das Kinderprogramm des deutschen Fernsehens. In: „Funk-Korrespondenz“ Nr. 24, 1978, S. 1—39.
- ⁷ Marie Winn: Die Droge im Wohnzimmer. Reinbek 1979, S. 159.
- ⁸ Aimée Dorr Leifer: Untersuchungen über die Sozialisationseinflüsse des Fernsehens in den Vereinigten Staaten. In: „Fernsehen und Bildung“ 9: 1975, S. 141, 132.
- ⁹ Romano Guardini: Sorge um den Menschen. Würzburg 1962, S. 14—40.
- ¹⁰ Ulrich Saxer: Forschungen im deutschsprachigen Raum zum Thema Fernsehen und Sozialisationsprozesse in der Familie. In: „Fernsehen und Bildung“ 9: 1975, S. 188.
- ¹¹ So etwa Hans Dieter Kübler: Zur Kritik der Kinder-Fernsehforschung oder ein Paradigma für die fällige Revision der Medienforschung. In: „Bertelsmann Briefe“ Heft 101, 1980, S. 3—14.
- ¹² Vgl. etwa Denis McQuail: Kommunikationsmodelle und Fernseheinfluß. In: Hertha Sturm, J. Ray Brown (Hrsg.): Wie Kinder mit dem Fernsehen umgehen. Stuttgart 1979, S. 307—324.
- ¹³ Hertha Sturm u. a.: Grundlagen einer Medienpädagogik. Zug 1979, S. 37—52 sowie S. 26—28.
- ¹⁴ Vgl. Werner Hofmann: Verelendung. In: Folgen einer Theorie. Essays über „Das Kapital“ von Karl Marx. Frankfurt 1972, S. 57—59.
- ¹⁵ Hertha Sturm u. a.: a. a. O., S. 41.
- ¹⁶ Ebda., S. 44 f.
- ¹⁷ Vgl. dazu Josef Hackforth: Massenmedien und ihre Wirkungen. Göttingen 1976, S. 22—57.
- ¹⁸ Vgl. Rainald Merkert: Aspekte einer Anthropologie des Fernsehzuschauers. In: „Communicatio Socialis“ 14: 1981, S. 23—48.
- ¹⁹ James D. Halloran: Über die Ansätze zur Erforschung der Sozialisation in der Familie — Ein Überblick aus Großbritannien. In: „Fernsehen und Bildung“ 9: 1975, S. 102.
- ²⁰ Janpeter Kob: Soziologische Theorie der Erziehung. Stuttgart 1976, S. 17.
- ²¹ Irmgard Bock: Kommunikation und Erziehung. Darmstadt 1978, S. 141.
- ²² Friedhelm Neidhardt: Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: Dieter Claessens, Petra Milhoffer (Hrsg.): Familiensoziologie. Frankfurt/M. 1973, S. 211.
- ²³ Vgl. Werner Faber: Familie und pädagogische Kommunikation. In: Werner Faber (Hrsg.): Erziehung und Kommunikation. Paderborn 1976, S. 65—80.
- ²⁴ A. a. O., S. 3.
- ²⁵ Friedhelm Neidhardt: a. a. O., S. 206.
- ²⁶ Heinz Heckhausen: Einflußfaktoren der Motiventwicklung. In: Franz E. Weinert u. a.: Funk-Kolleg Pädagogische Psychologie 1. Frankfurt/M. 1974, S. 193.
- ²⁷ Vgl. Cecilia von Feilitzen: Funktionen der Medien: Bericht über eine schwedische Studie. In: Hertha Sturm, J. Ray Brown (Hrsg.): Wie Kinder mit dem Fernsehen umgehen, S. 155—176.
- ²⁸ Imme Horn: Einstellungen und Verhalten der Eltern zum Fernsehen der Kinder. In: „Familie und Fernsehen“. ZDF-Schriftenreihe Heft 21, Mainz 1978, S. 34.
- ²⁹ Vgl. dazu Irmgard Bock: a. a. O., S. 96—101.

- ³⁰ Jack McLeod, Jane Delano Brown: Familiäre Kommunikationsmuster und die Fernsehnutzung Jugendlicher. In: Hertha Sturm, J. Ray Brown (Hrsg.): a. a. O., S. 215—251.
- ³¹ Klaus A. Schneewind: Erziehungs- und Familienstile als Bedingungen kindlicher Medien-erfahrung. In: „Fernsehen und Bildung“ 11: 1977, S. 234—248.
- ³² Hella Kellner: I. Fernsehen als Sozialisationsfaktor; II. Visuelle Aufmerksamkeit und verbale Kommunikation unter dem Einfluß des Fernsehens. In: „Familie und Fernsehen“. ZDF-Schriftenreihe Heft 21, S. 25.
- ³³ Klaus Mollenhauer, Micha Brumlik, Hubert Wudtke: Die Familienerziehung. München 1975, S. 139.
- ³⁴ Suzanne Jeffries-Fox, George Gerbner: Fernsehen und Familie. In: „Fernsehen und Bildung“ 11: 1977, S. 223.
- ³⁵ Urie Bronfenbrenner: Wie wirksam ist kompensatorische Erziehung? Stuttgart 1974, S. 139.
- ³⁶ Vgl. dazu Rainald Merkert: Die Parzellierung des Fernsehprogramms, aufgezeigt am Beispiel der Familiendarstellung. In: „Stimmen der Zeit“ 193: 1975, S. 420—424.
- ³⁷ Vgl. etwa Hermann Bausinger: Heile Familienwelt. In: Texte zu Theorie und Kritik des Fernsehens. Reihe Arbeitsmaterialien Deutsch. Stuttgart 1972, S. 119 ff.
- ³⁸ Vgl. Martin Furian, Monika Maurer: Praxis der Fernseherziehung in Kindergarten, Hort, Heim und Familie. Heidelberg 1978, S. 90 f.
- ³⁹ Vgl. Wolfgang Darschin: Veränderungen im Fernsehkonsum von Kindern. In: „Fernsehen und Bildung“ 11: 1977, S. 210—222.
- ⁴⁰ Andreas Flitner: Mißratener Fortschritt. München 1977, S. 40 f.
- ⁴¹ So ist das erste Kapitel ihres Buches überschrieben.
- ⁴² Gerhard Maletzke: Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg 1963, S. 205; vgl. auch Erich Feldmann: Theorie der Massenmedien. München 1962, S. 49.
- ⁴³ Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. München 1956, S. 142.
- ⁴⁴ Paul Heimann: Jugend und Fernsehen. München 1958, S. 20.
- ⁴⁵ Hartmut von Hentig: Vorwort zu Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit. dtv-Taschenbuch Nr. 4320, München 1978, S. 33.
- ⁴⁶ Vgl. Karl Pawek: Das optische Zeitalter. Olten 1963, S. 17.
- ⁴⁷ Belege bei Dieter Ross: Die Dritten Fernsehprogramme. Hamburg 1967, S. 14 f.
- ⁴⁸ Vgl. Heinrich Roth: Vom Kind zum Erwachsenen. Hannover 1977, S. 77.
- ⁴⁹ Christoph Lindenberg: Waldorfschule: Angstfrei lernen, selbstbewußt handeln. Reinbek 1975, S. 22.
- ⁵⁰ Hartmut von Hentig: a. a. O., S. 35.
- ⁵¹ Cecilia von Feilitzen: Ergebnisse skandinavischer Forschungen zum Thema Kind und Fernsehen im Sozialisationsprozeß. In: „Fernsehen und Bildung“ 9: 1975, S. 173.
- ⁵² Friedhelm Neidhardt: a. a. O., S. 230 f.
- ⁵³ Arnold Gehlen: Anthropologische Forschung. Reinbek 1961, S. 49.
- ⁵⁴ Vgl. dazu Rainald Merkert: Die Sinne des Menschen im Dienste des geistigen Welt-erwerbs. Ratingen 1970.
- ⁵⁵ Hans Bühler: Sprachbarrieren und Schulanfang. Weinheim 1972, S. 130.
- ⁵⁶ Marie Winn: a. a. O., S. 26.

SUMMARY

The discussion on the so-called New Media and their consequences for human society wavers between hope and concern. Therefore the people responsible for communications are looking out for assistance in decision-making. In this situation, the author coming from pedagogical interests tries to present the state of the research on the influences of television on children and the family respectively. The first part presents the state of the questions today as well as describes the change in the assessment of TV. The main deliberations distinguish between psychological and sociological or socialisation orientated research. From these the sociological one is more important for the subject of this study and therefore treated more extensively. The

dependence of the impact of television from the communications structures of the family or the general climate or the pedagogical role of the family is especially considered. The third part finally discusses some pedagogical perspectives. After having presented and differentiated the main objections against television the specific chances of the medium for the family are treated. But also these chances are bound to the communicative possibilities of the family, determined by their existing structures.

RÉSUMÉ

La discussion sur les soi-disant „Nouveaux Media“ et leurs conséquences pour la société vacille entre espoir et inquiétude. Pour cette raison, les personnes responsables dans la communication cherchent l'assistance de décision dans les sciences.

Dans cette situation, l'auteur essaye de présenter l'état de la recherche sur l'influence de la télévision sur les enfants et la famille, en commençant par les intérêts pédagogiques. La première part présente l'état actuel du thème et donne une description du changement dans l'appréciation de la télévision.

Les considérations principales distinguent entre l'investigation psychologique, sociologique ou d'orientation sociale, dont celle sociologique, qui est traitée plus profondément, est la plus importante pour le sujet de cette étude. Surtout la dépendance de l'impact de la télévision dans les structures communicatives de la famille, dans le climat général ou dans le rôle pédagogique de la famille est considérée.

La troisième part discute finalement quelques perspectives pédagogiques. Après avoir présenté et différencié les principales objections contre la télévision, les possibilités spécifiques du medium pour la famille sont traitées. Mais aussi ce moyen est limité pour les possibilités communicatives de la famille, déterminé par leurs structures existantes.

RESUMEN

La discusión de los así llamados „Nuevos Media“ y sus consecuencias en la sociedad, oscila entre la esperanza y la inquietud. Por esta razón las personas con responsabilidades en la Comunicación, buscan un apoyo para tomar sus decisiones. En esta situación el autor, comenzando de intereses pedagógicos, trata de presentar el estado de la investigación de la influencia de la televisión sobre los niños y familia. La primera parte presenta el estado actual del tema, así como describe el cambio en la apreciación de la televisión.

Las principales consideraciones distinguen entre la investigación psicológica, sociológica o de orientación social. De éstas la sociológica es más importante para el sujeto de este estudio y por lo mismo es tratada más extensamente. Es también especialmente considerada la dependencia del impacto de la televisión en las estructuras de comunicación de la familia, el ambiente general o su rol pedagógico.

Finalmente, la tercera parte discute algunas perspectivas pedagógicas. Después de haber presentado y diferenciado las principales objeciones contra la televisión, son tratadas las posibilidades específicas del medium en relación a la familia. Pero también este medium es limitado por las posibilidades comunicacionales de la familia, determinadas a su vez por sus estructuras existentes.